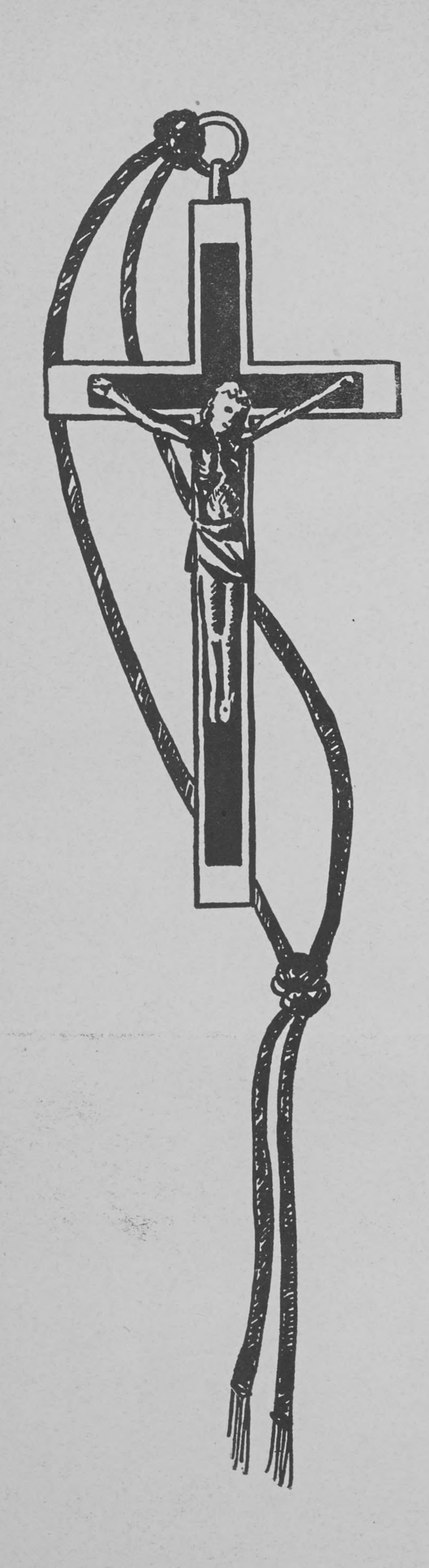
ovember 1949



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Der Marianische Missionsverein beginnt ein neues Arbeits- und Opferjahr. Wir lesen, mit welchem Eifer sich die Katholiken Deutschlands unserem Missionsverein anschließen. Man zählt dort heute über 80,000 Mitglieder.

Menschen, die selbst kaum etwas haben, teilen immer noch ihre Sorgen — und ihr Essen mit der noch weit größeren Armut der katholischen Missionen. So ist es aber immer schon gewesen: Aus den kleinen Scherflein der Armen und durch die Gebete der Kreuzträger wächst das Christentum dem Himmel entgegen.

Wachsen muß das Christentum. Wehe uns Oblaten, wenn wir aufhören wollten, Missionsarbeit zu leisten. Wir würden zu Männern ohne Ziel werden.

Was können wir aber ohne die Hilfe unserer Freunde und Gönner? Ohne unsere Laienoblaten-Missionare? Ihre Gebete helfen unseren Missionaren das Kreuz aufzustellen, wo es immer noch unbekannt ist. Ihre Opfer helfen unseren Missionaren, Kirchen und Schulen zu bauen, wo die Lehre des Kreuzes gepredigt wird und das Wasser der Taufe Christen gebiert.

Schreibt uns, liebe Leser. Nehmet Anteil an den Aufgaben des Marianischen Missionsvereins, und Anteil am Segen dieser Vereinigung. Für jedes unserer Mitglieder wird tagtäglich eine heilige Messe gelesen. Große Ablässe sind mit der Mitgliedschaft verbunden. Alles, was das Mitglied bindet, sind nur drei „Gegrüßet seist du Maria" täglich für die Oblatenmissionen, und der kleine Vereinsbeitrag, der für die Erziehung neuer Missionare verwendet wird.

Schreibet an den Schriftleiter um weitere Auskünfte. Ihr braucht Gottessegen, wir brauchen Gottessegen. Warum nicht zusammenarbeiten? Warum nicht zusammengehen zum Lobe Mariens und zur Verherrlichung des Herrn?

„Was ihr den Kleinsten unter euch in meinem Namen getan habt, habt ihr mir getan." Ist das nicht ein großes Jesuswort?

Der Marienbote

Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.



A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

18. Jahrgang November 1949, North Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

Fünfzig Jahre. Am 1. Oktober dieses Jahres beging die Ahne unseres Marienboten, die von den Oblatenpatres Deutschlands heraus gegebenen „Monatsblätter der Oblaten“, ihren fünfzigsten Geburtstag. In Liebe und Ehrfurcht möchte nun auch der kleine Marienbote seine bescheidenen Segenswünsche über den weiten Ozean senden. Denselben Weg zurück, auf dem vor langen Jahrzehnten die Segenswünsche der „Monatsblätter„ unsere canadischen Pionieroblaten von Deutschland zum fernen Westen begleiteten.

Deutschland ist weit von hier, wird sich wohl so mancher denken. Weshalb „Dies und Das“-Zeilen zu Ehren eines Blattes, das wir nicht kennen?

Deutschland liegt weit von hier, das ist wahr. Wie weit ist es aber wohl einem Menschen von hier nach Deutschland, der drüben noch sein Mütterlein hat? Liebe kennt keine Strecken, Heimat ist immer nah. Und dieses geht auch die Leser unseres Marienboten an. Unsere Oblatenpriestermütter haben fast allen denen, die heute unser Blatt lesen, ihre Priestersöhne geschenkt. Neben diesen Priestermüttern steht die Mutterprovinz, die diese Söhne übernahm, die sie in jahrelanger Arbeit zum Priestertum führte, um ihnen nachher im Namen der Kirche die Mission nach Canada zu geben.

De Oblaten Deutschlands und die von ihnen herausgegebenen „Monatsblätter“ liegen uns also doch viel näher als so mancher es sich vorstellt.

Die „Monatsblätter der Oblaten“ erblickten am 1. Oktober 1893 das Licht der Welt. Es gab damals bereits deutsche Oblaten, es gab aber noch keine deutsche Ordensprovinz. Die wurde erst am 5. Mai 1895 errichtet. Ein junger Oblatenkleriker, Frater Joseph Classen O.M.J., legte seinem französischen Oberen, dem Pater Leo Legrand O.M.J. — dem Vater der deutschen Ordensprovinz — die Idee der Gründung einer deutschen Missionsschrift vor, und Pater Legrand gab sofort seine Erlaubnis. Dem Frater Classen O.M.J. wurde ein ganz junger Oblatenkleriker als Helfer zur Seite gegeben. Es war das der Frater Max Kassiepe O.M.J., ein Mann, dessen Name im Oblatenleben und in der Geschichte der Kanzelarbeit und Volksmissionen Deutschlands nie vergessen werden wird.

Die „Monatsblätter“ begannen mit einer Auflage von 2000 Exemplaren. Am 1. Juli 1894 wurde der „Marianische Missionsverein“ gegründet, in dessen Dienste die „Monatsblätter“ sich sofort stellten. 1898 konnten die „Monatsblätter“ bereits 30,000 Mitglieder der Missionsvereins verzeichnen. Die „Monatsblätter“ brachten es bis zum

Jahre 1925 auf 27,000 Leser. Während der Vorkriegsjahre begann auch für die „Monatsblätter" der Kampf auf Leben und Tod. Seine Leserzahl schwand bis zum Jahre 1939 auf 18,000. Vom Oktober 1939 bis zum 1. April 1946 gab es keine „Monatsblätter" mehr.

Lassen wir die „Monatsblätter" einmal selbst erzählen: „Ich bin geboren am 1. Oktober 1893 — also heute eigentlich schon 56 Jahre alt —; aber mit 46 Jahren, im Oktober 1939, wurde ich totgesagt. Es war ein vorläufiger Tod; denn am 1. April 1946 erwachte ich wieder und begann mein 47. Lebensjahr. Das ist kein Aprilscherz, sondern eine schwarz auf weiß beglaubigte Tatsache."

Lieb und einfach erzählt die Jubiläumsausgabe der „Monatsblätter" (Oktober 1949) über das Thema: „Was ich erstrebte."

„Während meines ersten Jahrzehnts sollte ich die Genossenschaft der Oblaten Mariens, besonders die junge deutsche Ordensprovinz, meinen Lesern bekannt machen, in ihren Herzen die Liebe zur Allerseligsten Jungfrau vertiefen und über die Heidenmissionen der Oblaten berichten."

„Ein Spiegelbild wollte ich sein der gesamten Tätigkeit der Oblatenmissionare daheim im Vaterland und draußen in der Heidenwelt; ein Bindeglied zwischen den Oblaten und ihren Freunden, das wie ein festes Band ihre Herzen einen sollte in dem einen hohen Streben: der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, nach Weisungen und auf den Wegen, wie die Ordensregel der Oblaten sie näher bestimmt und ihr Wahlspruch sie umfaßt: „Den Armen das Evangelium zu predigen, hat der Herr mich gesandt."

„Ein Spiegelbild der Volksmission und der heimischen Seelsorge wollte ich sein."

In unverhüllter Freude schließen die „Monatsblätter" ihren Jubiläumsbericht mit der Frage: „Was ich erreichte."

„Ich habe in diesen 50 Jahren für das Größte und Himmlischste auf dieser Welt gestritten, für Gottes Ehre und für den Menschen und die Rettung unsterblicher Seelen. Und in diesem höchsten und beglückendsten Streben weiß ich mich eins mit Dir. Ich möchte mit Dir auch weiterhin zusammenwirken, um das hohepriesterliche Gebet des göttlichen Meisters und das letzte Wort des seligen Stifters der Oblaten, Eugen von Mazenod, zu erfüllen, das wie ein goldenes Band die Herzen der Oblaten und all ihrer Mitarbeiter, Freunde und Gönner umschließt, die letzte Mahnung des scheidenden Vaters an seine Söhne: „Übet unter euch die Liebe, die Liebe, die Liebe; und nach außen den Eifer für das Heil der Seelen."

Ein heiliges Testament sind uns diese Worte; ein ernster Rat der in Frömmigkeit und Gottesliebe, in Kreuz, Not und Leid gereiften Ahne an das Enkelkind „Marienbote".

Warum nennen wir die „Monatsblätter" unsere Ahne, und den „Marienboten" das Enkelkind?

Die „Monatsblätter" waren die erste Zeitschrift der deutschen Oblaten. Am Anfang unseres Jahrhunderts kamen deutsche Oblaten hierher nach Canada, wo sie im Jahre 1907 die Wochenzeitschrift „West-Canada", die Tochter der „Monatsblätter", gründeten. Nachden die „West-Canada" und der sich ihr anschließende „Katholik" ihr Erscheinen einstellen müßten, begannen deutsche Oblaten mit der Herausgabe des Marienboten, der Tochter der „West-Canada".

Mehr als die „West Canada" und „Der Katholik" konnte der „Marienbote" den Fußtapfen der „Monatsblätter" folgen. Ganz haben wir das Beispiel der „Monatsblätter" nie erreichen können. Während die „Monatsblätter" sich voll und ganz in den Dienst der Oblatenarbeit und des Missionsvereins stellen konnten, mußte der „Marienbote" in weitere Arbeitsfelder hinausgreifen. Seit seiner Geburtsstunde im Jahre 1932 war er bereits die einzige katholische Monatsschrift deutscher Sprache in Canada. Heute ist er sogar das einzige katholische deutsche Blatt hierzulande. Als solches fühlt unser Bote sich verpflichtet, seinen Lesern alles zu sein: Katholische Belehrungs-, Unterhaltungs- und Missionsschrift.

Eines hat der bescheidene Marienbote ganz gewiß von den „Monatsblättern" übernommen. Es ist das der Wahlspruch unseres seligen Stifters: „Übet unter euch die Liebe; und nach außen den Eifer für das Heil der Seelen." Wir sind diesem Grundsatz so weit treu geblieben, daß wir den „Monatsblättern" freudig als Jubiläumsgabe die Worte über die Weiten des Meeres senden können:

„Auch ich predigte den Frieden . . . und den Aufbau des Gottesreiches! Können Krieg und Frieden, Vernichtung und Aufbau, Wasser und Feuer „gleichgeschaltet" werden? . . . Da steht die zwei Welten . ."

und dazwischen eine weite Kluft, so daß keiner von hier zu euch hinübergehen kann, und keiner von dort zu uns, wenn er auch wollte." (Lukas, 16,26)!"

„Monatsblätter" und unsere Oblaten. Die Monatsblätter erscheinen seit 1893. Zwei Jahre später zog Pater Heinrich Böning O.M.J., der zweitälteste deutsche Oblate unserer St. Marienprovinz, von Deutschland nach Canada. Pater Leo Gabriel O.M.J. wurde im Jahre 1897 zum Priester geweiht. Im selben Jahre legte der ehrwürdige Bruder Denner O.M.J. seine ewigen Gelübde ab. Er kam nach Canada, wo er jetzt seinen Lebensabend — immer noch in der Schneiderei von Battleford tätig — verbringt. Ein Jahr später widmete sich der ehrwürdige Bruder Schuhmacher O.M.J. dem Dienste Gottes nach der Regel der Oblaten. Auch er kam nach Canada und lebt heute in großer Regsamkeit in Battleford. Im Jahre 1900 erhielt der hochw. Pater K. Grötschel O.M.J. die heilige Priesterweihe. Pater Grötschel O.M.J. ist zur Zeit Pfarrer von Reward, Sask. Zwei Jahre später wurde der weitbekannte Pater P. Hilland O.M.J. geweiht, der gegenwärtig die deutsche Gemeinde zu Little Britain, Man., versieht. 1903 sah die Priesterweihe der hochw. Patres Th. Schweers O.M.J., des Gründers und Pioniermissionars der heute blühenden St. Josephskolonie, und P. Habets' O.M.J., des einstigen Schriftleiters der „West-Canada". Auch Pater Habets lebt noch.

Alle diese Oblatengreise im Priester- und Bruderkleide nahmen zur Zeit des ersten Schriftleiters der „Monatsblätter" von Deutschland Abschied. Sie gehören zu den ersten Oblaten, denen die „Monatsblätter" ihre Segenswünsche nachsandten.

Zur Zeit des zweiten Schriftleiters der „Monatsblätter", des Missionswissenschaftlers Pater Robert Streit O.M.J., wurden folgende heute noch lebenden Patres in Deutschland zum Priester geweiht und nachher nach Canada gesandt: 1904 — die Patres Riedinger O.M.J. und Schönwasser O.M.J.; 1905 — der dem Marienboten wohlbekannte P. Phil. Funke O.M.J.; 1906 — Pater P. Bieler O.M.J.; 1907 — der gegenwärtige Provinzialobere Pater B. Ueberberg O.M.J. und Pater K. Meyer O.M.J.; 1908 — Pater A. Sylla O.M.J; 1909 — Pater Joh. Schultz O.M.J.; 1910 — die Patres Roux O.M.J. und Heintze O.M.J.

(Schluss auf Seite 17.)

Brief on den Schriftleiter

„Zu Ihrem „Dies und Das"-Artikel „Deutsche in Canada" Oktober 1949, möchte ich Ihnen gratulieren. Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, als Sie schrieben:„Wir sind gegen jede Parteipolitik, die für Deutschland im Ausland, und nicht von Reichsdeutschen, gemacht wird." Trotzdem treten wir selbstverständlich für eine unabhängige deutsche Regierung ein, der von keiner Besatzungsbehörde weder Schranken gesetzt noch Direktiven gegeben werden. Sonst sind wir deutschstämmige und deutschsprechende Canadier und nicht Deutsche.

Die meisten Reichsdeutschen machen den gewaltigen Fehler, dass sie die deutschstämmigen Amerikaner und Canadier als „Deutsche" betrachten. Wie sehr sie darin im Irrtum sind, hätten zwei Weltkriege ihnen reichlichst beweisen können.

Ein altes Sprichwort sagt, man könne sich seine Eltern nicht wählen, wohl aber seine Schwiegereltern.

Man kann sich sein Geburtsland nicht wählen, wohl aber sein Adoptivland. Wo das freiwillig erwählt worden ist, da ist man moralisch und auch vom intellektem Standpunkt aus mehr an sein Adoptivland als an das Land seiner Geburt gebunden. Es binden uns keine Bürgerpflichten an unser Geburtsland, nur Erinnerungen und Pietät. Es ist das Land, in dessen Erde die Gräber unserer Väter und Ahnen liegen. Das sollen und das wollen wir nicht vergessen.

An unsere neue Heimat dagegen binden uns Pflichten, die solange bindend bleiben, als man uns unsere Rechte als volle Bürger lässt. Unser Interesse an deutscher Innenpolitik ist, so zu sagen, nur ein akademisches Interesse.

Wir können, wollen und dürfen keine deutsche Politik treiben. Darin haben Sie vollkommen recht. Die uns gewährte Freiheit der Presse gestattet uns aber Kritik am Weltgeschehen, so wie wir ja auch Kritik unserer Regierung gegenüber üben dürfen. Wenn wir auch keine deutsche Politik machen dürfen noch wollen, so brauchen wir mit der, die tatsächlich gemacht wird, nicht einverstanden zu sein. Wir können sowohl die Besatzung wie auch die Deutschen selbst kritisieren, falls wir Anlass dazu haben.

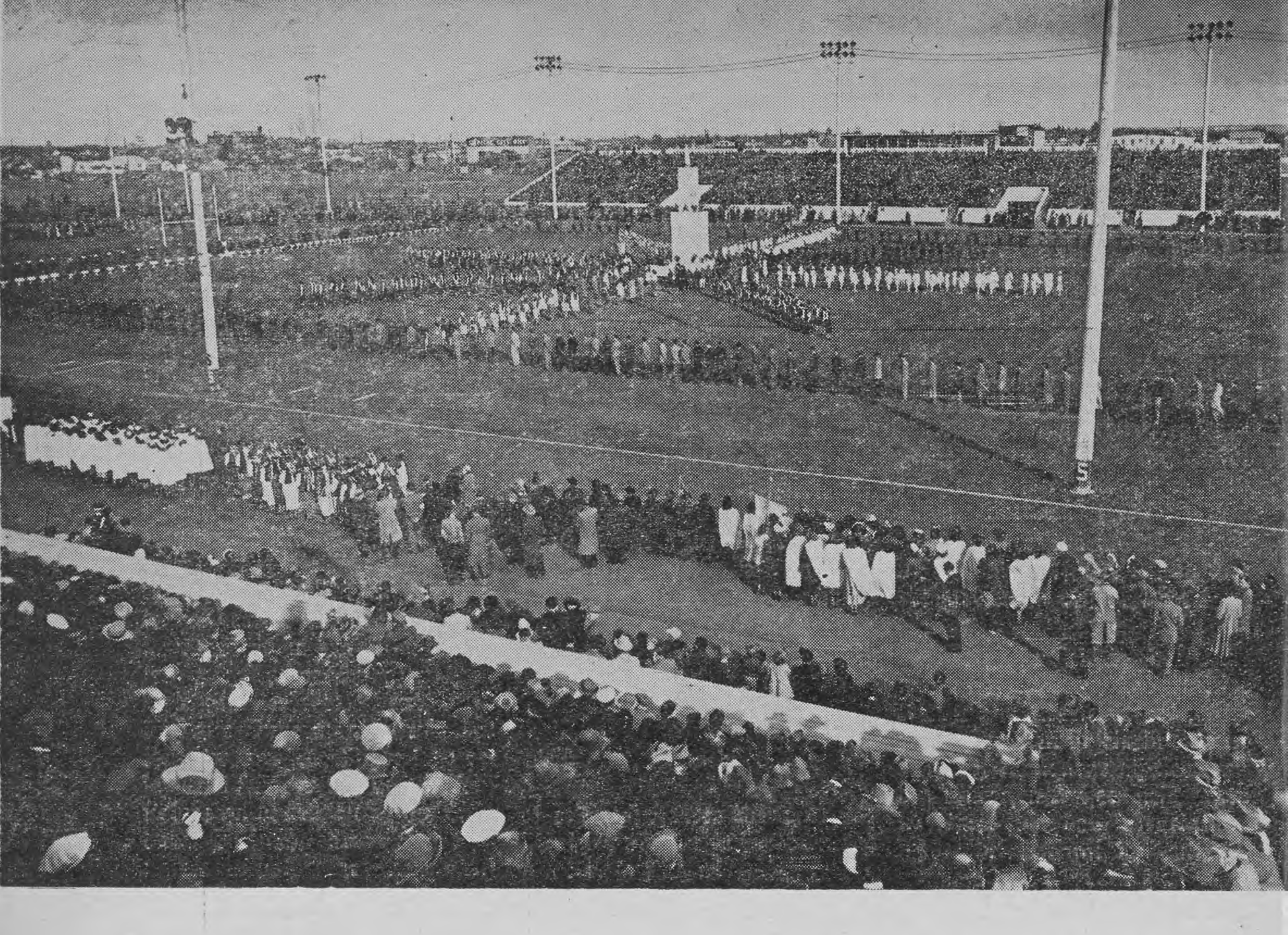
Das ist ein Recht, das jedem freien Canadier zusteht.

Im übrigen: Lasst uns nicht im Kritisieren, lasst uns lieber in Caritas untergehen und denen draussen, die da hungrig sind und durstig und nackt, helfen. Lasst uns lieber versuchen, das Gebot zu halten, das da sagt: Liebe deinen Nächsten. Dann gehen wir bestimmt nicht irre.

Ihr

Dr. Fr. Eid,

Macklin, Sask.



Marienweihe in Manitoba

Die große Kundgebung der Katholiken Manitobas zu Ehren der Rosenkranzkönigin gelegentlich des Kreuzzuges zur Einführung des Familiengebetes liegt nun bereits hinter uns. Wir hatten dieser Kundgebung mit großer Erwartung und nicht ohne gewisse Besorgnis entgegengeschaut. Werden die Katholiken Manitobas sich mit heiliger Begeisterung zusammentun, um diese Kundgebung zu einem glänzenden Triumph für die heilige Königin des Rosenkranzes zu gestalten? Wird das Wetter, das in letzter Zeit ziemlich unsicher und unfreundlich war, uns schließlich nicht einen bösen Streich spielen?

Alles das waren Fragen, die man sich gegenseitig stellte. Es war darum aufmunternd, ja erfrischend, wenn jemand sagte: „Nur keine Angst. Die liebe Gottesmutter wird schon für gutes Wetter sorgen."

Und so wurde es auch! Der Himmel hatte uns für den 25. September das denkbar schönste Wetter beschert. Mild und gemäßigt, wie es für eine öffentliche Kundgebung unter freiem Himmel nicht hätte besser sein können.

Überall herrschte an diesem 25. September heilige Festtagstimmung. Viele gingen früh am Morgen zum Tisch des Herrn, um Gottes Segen auf den Rosenkranzfeldzug herabzuflehen. Kurz nach Mittag fuhren vor den Kirchen der katholischen Gemeinden Manitobas alle Kraftwagen vor, die man irgendwie auftreiben konnte. Auf ein gegebenes Zeichen fuhren alle Abteilungen ab, um sich an gewissen Sammelpunkten zu treffen, von wo aus man dann in geschlossenen Reihen der Stadt Winnipeg entgegenfuhr.

Es war ein imposanter Anblick, diese aus Hunderten von Wagen bestehenden Autoprozessionen aus

den verschiedensten Gegenden daherkommen zu sehen. Wer bis dahin noch Zweifel an einem großartigen Erfolg für die religiöse Kundgebung hatte, mußte sich bei diesem Anblick sagen: „Die Gottesmutter hat den Tag gewonnen."

Es war aber auch ein ergreifender Anblick, all diese oft mit Blumen, Fähnchen und Abzeichen geschmückten Wagen aus allen Himmelsrichtungen kommen zu sehen. Es war das ein wirklicher Riesenaufmarsch zu einem geistigen Feldzug.

Begleitet wurde die unübersehbare Autoprozession bis an die Stadtgrenzen Winnipegs von der Mounted Police. Beim Einfahren in die Stadt übernahm die städtische Polizei die Führung.

Bei der Länge des Zuges wurde die doppelte Zeit gefordert, nach Winnipeg zu kommen. Die übrige Verkehr der Autostraße, der gerade an Sonntagen sehr stark ist, kam wegen unseres kein Ende habenden Zuges oft vollständig ins Stocken. In der Stadt selbst mußten wir, um nicht den ganzen Straßenverkehr aufzuhalten, auf verschiedenen Wegen dem Sammelpunkt zusteuern. Unser Zug zog auf der Mountain Ave. dem Ziele zu, so daß wir beim Vorbeifahren noch der deutschen St. Josephskirche unseren Gruß zurufen konnten.

Als wir nach langer Fahrt endlich im Polo-Park ankamen, stand bereits ein ganzes Heer von Autos da. Wir sahen uns gezwungen, über eine halbe Meile in der offenen Prairie unseren Standplatz zu suchen.

Wir kamen etwas zu spät, um den feierlichen Einzug der verschiedenen Kirchenfürsten, der Geistlichkeit, Schwestern, Schulkinder und Vereine beizuwohnen. Beim Betreten des Festplatzes ware wir beim Anblick der ungeheuren Menge einfach überwältigt. Man hatte im besten Falle mit einer Teilnahme von etwa 50,000 gerechnet. Diese Zahl war jedoch weit übertroffen. Die Zeitungen sprachen von 60,000 bis 70,000. Für einen, der schon längere Jahre in diesem Lande ist, der noch so manche katholische Gemeinde in den Kinderschuhen gesehen hat, war dieser Anblick überwältigend. Man konnte nicht anders, man mußte einfach mit dankerfüllten Herzen zu Gott hinaufrufen: „Wie sind wir doch, die einst so kleine Schar, so stark gewachsen!" Auf die liebe Gottesmutter aber konnte man bei dieser feierlichen Gelegenheit jene Stelle aus dem Propheten Isaias anwenden: „Erhebe deine Augen ringsum und siehe: Alle diese versammeln sich und kommen zu dir. So wahr ich lebe, spricht der Herr: mit allen diesen wirst du wie mit einem Schmuck umkleidet werden" (Is., 49,18).

An einer Seite des Parkes war auf einer Tribüne ein Altar mit der wundertätigen Muttergottesstatue von Cap de la Madeleine angebracht. Von dort aus hielt Pater Peyton seine einfache, aber zu Herzen gehende Ansprache. Man fühlte: Aus ihm sprach ein Mann Gottes und ein aufrichtiger, frommer Marienverehrer. Was er der großen Menge, ja der ganzen Welt zu sagen hatte, war eine Aufforderung zur ernsten Rückkehr zu Gott durch die Wiedereinführung des gemeinschaftlichen Rosenkranzgebetes. Davon versprach er sich — wie es Unsere Liebe Frau von Fatima selbst verheißen hat — einen wahren und dauernden Frieden für die ganze Welt, Friede und Eintracht in den Familien, und die Bekehrung Rußlands.

Wir dürfen sicherlich erwarten, daß diese Predigt in den Herzen der Mengen den ernsten Vorsatz zur Reife brachte, das tägliche gemeinschaftliche Beten des Rosenkranzes im Kreise der Familie wieder nach alter Vätersitte einzuführen.

Der Predigt des hochw. P. Peyton folgte noch eine kurze französische Ansprache. Darauf wurde der Pontifikalsegen mit dem Allerheiligsten erteilt, zu dem der ruthenische Kirchenchor in seiner eigenen Kirchensprache sang. Den Segen selbst erteilte Erzbischof Cabana von St. Boniface.

Zu erwähnen wäre noch, daß zwei führende Männer aus der Laienwelt in englischer und französischer Sprache in einem Weihegebet an das Unbefleckte Herz Mariä alle Anwesenden mit ihren Familien, die Provinz Manitoba, ganz Canada, ja die ganze Welt der heiligen Jungfrau weihten.

Hermit kam die eigentliche äußerliche Festkundgebung zum Abschluß. Die Hauptaufgabe aber, nämlich die Entgegennahme der feierlichen Versprechen der Einführung des täglichen gemeinschaftlichen Familienrosenkranzes, bleibt selbst noch zu erfüllen. Wir sind jedoch voll der sicheren Zuversicht, daß auch in dieser Hinsicht die liebe Gottesmutter in den einzelnen Familien einen ebenso großen und herrlichen Triumph feiern wird, wie sie am 25. September einen über die nach Tausenden zählende Menge im Polo-Park Winnipegs ihn gefeiert hat.

H. — O.M.I.

Aus den Eismissionen

Märtyrer der Kälte

„Eine Nacht des Schreckens auf dem Großen Sklavensee"

Es ist in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember. Müde von der langen Reise durch Schnee und Eis näherten sich Bischof Grandin O.M.J. und sein Reisegefährte, ein kleiner Indianerknabe, langsam der Missionsstation.

„Gottlob", beginnt der Bischof, „nur noch 500 Meter sind es, dann können wir die Hunde ausspannen und uns selber zur Ruhe legen." Dabei treibt er die müden Tiere zu einem schnelleren Tempo an, denn die Nacht wirft bereits ihren dichten Schleier über die Eisfläche des Großen Sklavensees, auf welchem sie sich befinden. „Es war höchste Zeit, daß wir den Alten aufsuchten", fährt der Bischof fort.

„Ja, Vater, der Mann war schon länger krank", entgegnete der Knabe. „Man wollte schon lange jemand zur Missionsstation schicken, aber das Unwetter verhinderte es jedesmal. Da habe ich mich denn vor einigen Tagen mit den andern aufgemacht — der Sturm hatte gerade nachgelassen — um Sie zu holen."

Während der kleine Indianer noch redet, schaut der Bischof beängstigt in die Ferne. Da zieht etwas wie dichter Nebel über das Eis hin. Mit unheimlicher Schnelligkeit wälzt es sich voran, und im nächsten Augenblick setzt auch schon ein heftiges Schneegestöber ein, der Schrecken der Reisen im nördlichen Polargebiet. Im Nu umtanzt eine dichte Schneewolke den Schlitten des Bischofs, der so von den übrigen Gefährten getrennt wird. Wild brüllend jagt der Sturm über den Schnee dahin. Jedes weitere Fortkommen ist unmöglich. Bald ist denn auch jegliche Spur des Führers verloren.

Mühsam suchen sich die Hunde voranzuarbeiten. Der Bischof ist der Meinung, auf dem rechten Weg zu sein. Indes, nichts ist bei solchen Reisen gefährlicher, als auf den Wind sich zu verlassen, der beständig seine Richtung ändert. Inzwischen hat der Bischof mit seinem Gefährten den Schlitten verlassen, und beide schreiten mutig voran.

„Vater, wir wollen um Hilfe rufen", spricht zitternd der Indianerknabe. Sie halten also an und schreien laut, so laut sie nur können, dann wieder lauschen sie ängstlich, ob jemand die Rufe vernehme. Aber umsonst! Keine Antwort kommt, nur das Heulen und Toben des Sturmes hört man.

„Himmelsmutter", betet der Bischof still im Herzen, „Himmelsmutter, du bist unsere Schutzpatronin, dir sind wir geweiht. Verlass' uns nicht in dieser Schreckensnacht. Meeresstern führ' uns zum Ziel."

Man überläßt sich dem Spürsinn der Hunde. Aber dieses Mittel verfehlt sein Ziel, und so befindet man sich bald draußen auf dem See. Fast willenlos folgt man den Hunden durch die dunkle Nacht. Überall nur Schnee und Eis, Land war keines zu sehen. Dazu das unablässige Heulen und Tosen des Sturmes. Ja, fände man hier nur ein paar Eisblöcke, dann wäre schnell eine Hütte gegen den grausigen Sturm und den Schnee gebaut, aber nirgens etwas zu finden. So irren die beiden auf der glatten Eisfläche umher. Wie der Schnee fällt, wird er unbarmherzig vom Winde gepackt und weggefegt.

„Ich bin so müde", beginnt auf einmal der Indianerknabe, „laßt uns doch ein wenig rasten." Auch der Bischof merkt, wie seine Kräfte allmählich nachlassen, und so beschließt man zu rasten. Aber das ist schwer.

Unbarmherzig hat der Wind den Schnee weggefegt, der sonst zum warmen Schneebett hergerichtet wird. Was blieb also anderes übrig, als auf der blanken Eisfläche das Lager zu bereiten?

„Komm, wir wollen den Schlitten abspannen", spricht der Bischof. Mit Vorsicht muß man zu Werke gehen. Eine mühsame und auch gefährliche Arbeit ist es, die Knoten und Schnüre zu lösen.

Gebet in der Not

Laß uns an dem Jammer
nicht verzweifeln,
Gott, Du Barmherziger!
In dem Gewirr der Sünde
nicht versinken,
Halt, unser Einziger!
An Deinen Kleidersaum
uns hängen,
führen lassen von Deinen Händen,
in Strömen der Tränen,
flehen und beten,
Laß uns in dem Weltbrand
nicht untergehen!

Helene v. Ordody

Man muß ja die Handschuhe ausziehen und läuft Gefahr, daß die Finger in der schneidenden Kälte erfrieren.

Während der eine arbeitet, reibt sich der andere die Hände, um sie ein wenig zu erwärmen. Dann setzen sie sich auf das blanke Eis, den Rücken an den Schlitten gelehnt, hungrig und ganz erschöpft.

Der Bischof schaut nach seinem kleinen Gefährten; den armen Knaben friert und der Hunger quält ihn. „Willst du dich nicht zu mir setzen?" frägt ihn der Bischof. Das Kind kriecht heran, schmiegt sich ängstlich an die Brust des Missionars. Heiße Tränen rollen ihm aus den Augen. „Wir wollen versuchen zu schlafen. Gott möge uns beschützen." Sie rollen sich in ihre Decken und legen sich neben die Hunde, wie zu einem Knäuel zusammengeballt. So erwärmt man sich gegenseitig.

Doch nein, sie können, sie dürfen nicht schlafen. Schlafen bedeutet Tod. Gehen bedeutet Leben.

Die Kälte nimmt zu, die Tiere heulen. Wütend jagt der Sturm über das Eis, mit roher Faust reißt er die Decken, in die sich beide gehüllt, immer wieder ab. An Schlaf ist nicht zu denken. Die Lage wird ernster und bedenklicher. Das Kind zittert vor Angst und Kälte. Schon zeigt sich das Gespenst des Todes.

„Vater, wenn wir hier sterben müssen, einsam und verlassen, dann möchte ich vorher noch einmal beichten", sagt der Knabe. „Dann können wir zusammen zum lieben Gott gehen, und ich werde ihm erzählen all das Schreckliche, das wir jetzt mitgemacht haben." Dann kniet er fromm nieder, faltet die Hände und beichtet.

Praevation vom Fest des hl. Martinus

aus dem Ambrosianischen Missale

„Es ist in Wahrheit würdig und recht, billig und heilsam, Dich, allmächtiger Gott, in Deinem heiligen Priester und Bekenner Martinus mit hohem Lobpreis zu verehren.
Durch die Gabe Deines Heiligen Geistes erfüllt wurde er schon als Glaubensschüler so vollkommen erfunden, daß er Christus in dem Armen bedeckte, und mit dem Gewand, das der Dürftige empfing, den Herrn des Weltalls kleidete.
O glückselige, gottgewirkte Freigebigkeit!
O herrlich ruhmvolle Teilung des Mantels, der den Krieger bedeckt und den König!
Würdig hast Du ihm den Lohn für Dein Bekenntnis gegeben.
Würdig unterlag ihm die Wildheit der Arianer.
Würdig und seiner hohen Liebe gemäß bangte er gefestigt nicht nicht vor den Qualen des Verfolgers.
Wie groß wird wohl erst der Ruhm seines Leidens sein, da schon die Mantelhälfte so glorreich erstrahlt!
Und was wird der für das Ganzopfer des leiblichen Lebens empfangen, der für das Almosen eines Gewandstücks Gott selbst zu bekleiden und zu schauen verdiente!
O nachahmenswerte Herzensgüte!
O wundersame Tugendmacht!
So leuchtend führte er das übernommene Bischofsamt, daß er durch die Schönheit seines vorbildlichen Lebens zur Wahrung heiliger Zucht geradezu aufforderte.
So leuchtend in apostolischer Wundermacht brachte er den Hoffenden ein Heilmittel und rettete die einen durch sein Gebet, die anderen durch seinen Blick.
Doch ist das Deine Kraft, o Herr, wie auch Dein Ruhm durch denselben Jesus Christus unsern Herrn.
Ihn preisen zugleich mit Dir, allmächtiger Vater, und mit dem Heiligen Geist die Engel.
Ihn verehren die Erzengel, die Throne, Herrschaften und Mächte.
Ihn beten an die Fürsten und Gewalten.
Ihn verherrlichen die Cherubim und Seraphim in jubelnden Chören.
Mit ihnen laß, so flehen wir, auch uns einstimmen und voll Ehrfurcht bekennen:
Heilig, heilig, heilig,
Herr, Gott der Heerscharen.
Erfüllt sind Himmel und Erde von Deiner Herrlichkeit.
Jubel Dir in der Höhe!
Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn!
Jubel Dir in der Höhe!

Wunderbares Schauspiel, einzigartige Erscheinung: der Bischof, der Kleine, die geflüsterten Worte . . . Kindersünden, wieviel wogt ihr im Wehen des Sturmes. Dem Bischof laufen die Tränen über die Wangen, während das Kind so fromm da kniet. Tröstend spricht er: „Kind, wenn der liebe Gott will, daß wir hier sterben, dann soll es gut sein. Drüben im schönen Himmel kannst du für die Bekehrung der andern beten." Der Bischof hat seine Rechte erhoben. Großer Frieden ist herabgestiegen: ein schon übernatürlicher Friede, jenseits des Leides, Friede der erfüllten Pflicht, Friede des Grabes.

„Ja," erwidert der Knabe, „ich will beten, viel beten."

„Ich unterbreche ihn," so erzählt der Bischof selber weiter, „denn es war mir klar; jede weitere Untätigkeit mußte zum Tode führen. Die Kälte erfaßt immer mehr unsere Glieder. Rasch springe ich auf. Die Decken werden eiligst zusammengerollt und auf den Schlitten gelegt. Von neuem begeben wir uns auf den Marsch. Es ist ein Ringen mit dem Tode, der uns verfolgt. Mein Gefährte verlangt etwas zu essen. Allein wir müssen uns auf das Allernotwendigste beschränken, denn unser Vorrat geht zu Ende.



Mit gespannten Muskeln und fiebernden Nerven schwanken wir vorwärts; nur hie und da ruhen wir einen Augenblick, um wieder etwas Atem zu schöpfen. Die Müdigkeit und die Anstrengungen der Reise sind zu groß gewesen. Der Knabe schläft. So bleibt denn nichts anderes übrig, als ein Lager herzurichten, wollte man sein Leben retten. Ich gehe auf die Suche nach einem geeigneten Platz. In der Dunkelheit der Nacht ist das eine mühsame Arbeit, und ich darf mich nicht allzuweit von dem Knaben trennen. Plötzlich stoße ich mit dem Fuß in eine dicke Schneeschicht. Gott sei gelobt! Das ist Hilfe in der Not. Ich rufe den Knaben herbei und wir graben mit den Schneeschuhen ein Loch. Dann breiten wir die Decken aus und lassen uns einfach hineinfallen. Die Hunde liegen fest an unserer Seite. Zuletzt decke ich das Ganze mit Schnee zu. Trotz aller Vorsicht dringt der eisige Wind in unser Lager ein. Von der Arbeit ganz erschöpft, empfinde ich zunächst eine große Wärme, die den Schnee, der in meinen Kleidern sitzt, zum Schmelzen bringt. Der kalte Wind aber macht die feuchten Kleider zu einer Eishülle, so daß ich nicht weiß, wohin meine Hände stecken, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren. Der Kleine teilte das gleiche Los.

Endlos lang schleichen die Stunden der Nacht dahin . . . . „Schlaf nur nicht ein." . . . „Ich schlafe . . . nicht! . . ." Nicht schlafen! Die ganze Spannkraft wendet sich daran. Wir versuchen, uns ein wenig Wärme zu schaffen durch Bewegungen und Händereiben. Aber warm werden kann ich nicht wieder. Von neuem tritt das Gespenst des Todes vor uns und Todesschauer packen mich. Mit der Kraft eines Verzweifelnden kämpfe ich gegen den Schlaf. Ein Nachgeben bedeutet den Untergang . . .

Unerhörter Kampf mit dem weißen Schnee!

Ich bete: „Heilige Jungfrau, breite deinen lichten Mantel aus, erbarme dich Deines Dieners, erbarme dich dieses Kindes!"

Schwach wie Hauch ist zu hören: „Ich . . . schlafe . . . nicht." Dieses Kind wach halten bedeutet, es vor dem Tode zu retten. Ich suche in meinem Gedächtnis nach den schönsten Kindergeschichten. Aber die Geschichten sind eintönig, das Kind wird einschlafen. Da, eine Eingebung . . . ich singe:

„Ich habe die schöne Rose gepflückt,
Die am weißen Rosenstrauch hing . . ."

Aber es zerreißt mir das Herz, ich breche in Schluchzen aus. Die Tränen hemmen das Lied, der Frost hemmt die Tränen.

Endlich, endlich bricht der Morgen an. Was wird er uns bringen? Rettung oder neue Qualen und schließlich den Tod in dieser Schnee- und Eiswüste? . . .

Auf, Kleiner, auf! Es geht ums Ganze: Entweder Rettung oder Tod!" Wir nehmen die letzte Kraft zusammen und empfehlen uns Gott. Dann steuern wir aufs Geratewohl in die Weite. Plötzlich ruft der Knabe: „Land, Herr Bischof, Land!" Träume oder wache ich? Ich wage es kaum zu glauben. Wirklich in der angegebenen Richtung zeigt sich ein weißer Streifen, der schroff zur Seefläche absticht. Aber wie weit, unendlich weit ist der Weg bis dorthin. Und wenn wir dort sind, wer bringt uns Hilfe? . . . Bange Fragen.

Schon fühle ich, daß meine Fersen erfrieren beginnen. Wir gehen in derselben Richtung weiter. Siehe da, wir haben uns nicht getäuscht. Wir kommen langsam ans Ziel. Neue Hoffnung belebt unsere Seele. Nun wird Holz gesammelt und ein kleines Feuer angezündet.

„Vater, ein Schlitten, zwei Schlitten . . . ja, da. . .!"

Im Schneesturm, flammende Fackeln schwingend, mit lautem Rufen, haben Männer die Nacht auf der Suche nach den Verunglückten verbracht. Dann haben sie den Rückweg einschlagen müssen, endgültig überzeugt, daß die Gesuchten tot seien.

Diese Männer scheinen unser Feuer bemerkt zu haben. Wir rufen ihnen aus Leibeskräften zu. Langsam nähern sich die Schlitten. Endlich sind sie da. Ich sehe zwei Männer aussteigen und auf uns zukommen. Ich gehe ihnen entgegen und rufe: „Wer ihr auch seid, helft uns Verirrten!" Sie stehen still, lösen die Pelzkappen, die sie bis jetzt tief ins Gesicht gezogen hatten. Und schon stürzt mein kleiner Gefährte mit einem lauten Schrei einem der Männer in die Arme. „Vater, Vater. . ." Mehr kann er nicht hervorbringen. Laut schluchzend legt er den Kopf in die Hände des Vaters, der mit Liebe seinen Sohn umfangen hält.

„Gerettet! Gott im Himmel, Dir tausend Dank!"

Jetzt geht's zur Missionsstation. Bald ist das Ziel erreicht, und der Bischof betritt die kleine Kirche . . . Welch ein erschütterndes Bild bietet sich ihm da: Am Altare stehen seine beiden Mitbrüder, PP. Gascon und Petitot, mit schwarzen Meßgewändern bekleidet, und bringen unter Tränen das hl. Opfer für die Seelenruhe des totgeglaubten Bischofs dar.

Still kniet der Bischof nieder und dankt von Grund des Herzens Gott, der jene nicht verläßt, die auf ihn vertrauen.

Ave Maria

Ave Maria — wir grüßen dich
Holdeste Jungfrau in Himmelshöhn
Neige o Rosenkranz Königin dich
Deiner Kinder gläubigem Flehn
Strahlen die Sterne zu Deinen Füßen
Steht dir zu Häupten der Sonne Glanz
Neigen die Welten sich, dich zu grüßen
In deiner Engel strahlendem Glanz.

Ave — du Milde — du Wunderbare
Rosenkranzkönigin — Fraue du
Flüchten wir weinend zu deinem Altare
Neige o Mutter den Deinen dich zu
Ave Maria — wir grüßen dich
Holdeste Jungfrau in Himmelshöhn
Neige o Rosenkranzkönigin dich
Deiner Kinder gläubigen Flehn.

Netty Eitel.

Die Forderung der Jubilaeumsstunde

(„Monatsblätter.") **Bernard Langer O.M.J.**

Aus Anlaß des goldenen Jubiläums der „Monatsblätter" schreibt Pater B. Langer O.M.J. folgenden Artikel. Wir haben ihn der Jubiläumsausgabe der „Monatsblätter" entnommen. Er zeigt uns die volle Fülle wahren Oblatengeistes, wahrer Oblatensorge und den Sinn aller Oblatenarbeit. Wir suchen hierzulande dieselbe Arbeit zu leisten. Auch wir suchen zu Gott zu führen, auf den Wegen Mariens. Möge die reinste Jungfrau ihren Segen dazu geben.

Der Marienbote.

Das Jubiläum unserer Zeitschrift ist ein guter Anlaß, die Verbundenheit zwischen ihren Schriftleitern, Schriftstellern und Lesern zu festigen. So vieles wird heute unter den Völkern und Menschen von Grund aus erneuert. Wir haben z.B. die Pflege der Werkgemeinschaft in unserer Zeit. Wir müssen von neuem haben die tätige Mitarbeit der Familie an ihrer Familienzeitschrift. Das sind die Monatsblätter.

Ihr wißt, daß wir versucht haben, uns mit zeitgemäßen Aussprachen an den engern Familienkreis zu wenden, und schließlich eine Art Herrgottswinkel in unsern Spalten einzurichten. Aber hier kann letzten Endes nur einer sprechen. Einer liest vor, und die andern äußern dazu ihre Gedanken. Es werden brauchbare Vorschläge gemacht, und vor allem — sie nehmen im Leben Gestalt an.

Ohne eine solche Verarbeitung in einem kleinen Kreise kann einem die schriftstellerische Vorstellung eines Herrgottswinkels wie ein Puppentheater vorkommen, wo ein Mann hinter den Kuulissen an allen Schnüren zupft und alle Stimmen nachahmt. Flüchtiges Überlesen ist weggeworfenes Geld. Bei den knappen Geldmitteln muß es sich ja die Familie überlegen, welche Zeitschriften sie halten kann. Wenn dann bei der Wahl jene den Vorzug verdienen, die die beste Ausbeute für die Verwertung im Leben bieten, werden hoffentlich die Monatsblätter bestehen können. Sie bemühen sich schon immer, eine Sendung an das christliche Volk zu erfüllen.

Ich erinnere mich, wie ihr früherer Schriftleiter, P. Wallenborn, oft mit mir darüber sprach, und wie es ihm ein Herzensanliegen war, die Familien mit neuem Geiste zu beleben. Er sah die erzieherische Aufgabe der Zeitschrift nicht bloß in der Förderung des Missionsgedanken erfüllt, er wollte als Missionar auch unmittelbar mit der Welt in Fühlung kommen.

Auch im 50. Jahrgang nehmen wir diese Aufgabe sehr ernst. Die Schriftleitung hat auf manchen Augenblickserfolg verzichtet, um dieser ihrer Verantwortung gerecht zu werden.

Wollen wir nun alle, die wir mit der Zeitschrift verbunden sind und die Gott mitten in die Flut des heutigen Geschehens hineingestellt hat, zum Aufbau des Reiches Gottes gemäß unsern Kräften und Grenzen beitragen, dann müssen wir uns vor allem über die vordringlichste Forderung unserer Tage, also sagen wir es: über die Forderung der Jubiläumsstunde klar werden. Die Frage wollen wir uns in der Jubiläumsnummer stellen: Welchen Ton will Gottes Geist heutzutage zum Erklingen bringen?

Um diese Frage, die uns allen große Sorge macht, richtig zu beantworten, lade ich euch ein, einen schnellen, aber ganz weiten Überblick über die Menschheitsgeschichte anzustellen. — In ihrem Anfange bläht sich das Verderben, die Sünde. In ihrer Mitte ragt blutüberströmt das Kreuz empor. An ihrem Ende funkelt dasselbe Kreuz in den Wolken des Himmels. Das ist die große Linie.

Ihre einzelnen Abschnitte werden wir richtig beurteilen, wenn wir uns vergegenwärtigen, warum der Herr das Kreuz gewollt hat. Er hat es gewollt, um die Sünde entschiedener zu verurteilen und uns gründlicher von ihr zu heilen. Hier offenbaren die drei großen Abschnitte der Weltgeschichte ihren tiefsten Sinn. Zuerst mußte die lange Trostlosigkeit des Heidentums, die für viele Völker bis heute dauert, die Menschheit überzeugen von der Ohnmacht und Gottfremde, die die Sünde schafft. Dann nahm das Kreuz, die Erlösung, die nun folgende einzige Stunde der Geschichte ganz in Anspruch. Es kam die Zeitspan-

ne, die, soweit sie sich erstreckt, man doch nur Endzeit nennen kann. Sie erlebt den Aufbau des des geheimnisvollen Leibes Christi, der da ist die Kirche.

Nein, dieser Aufbau war nicht fertig gebaut auf dem Kalvarienberge. Er muß Tag für Tag unter tausend Schmerzen vollendet werden. Die Kirche muß ringen mit der Sünde, wie der Sohn Gottes im Oelgarten und auf dem Kalvarienberge mit ihr gerungen hat. Kampf mit der Sünde, das ist der Sinn der aller Zeiten nach Christus.

Was wir darum in der Kirchengeschichte erleben, das ist das Auf und Ab der Menschheit, die von ihren verdorbenen Trieben und dem großen Gegenspieler Gottes, Satan, ständig in den Abgrund gezogen, aber von der Gnade und dem von ihr berührten guten Willen der Menschen immer von neuem aufwärts getrieben wird.

Zu zwei Dingen spornt der Geist Gottes besonders an. Zum Gebete, und ich verstehe darunter auch Sakramente, Meßopfer und alle Möglichkeiten der Gottvereinigung. Zweitens zur Buße! Die Buße schneidet, brennt. Damit schwächt sie den Bundesgenossen der Sünde, unsere aufrühreriche Leidenschaft, und sühnt vor Gottes Angesicht die eigenen und fremden Vergehen. Das ungeheure Schwanken des Menschenherzens, das Paulus im Römerbriefe (7,13) schildert: „Nicht das Gute, das ich will, vollbringe ich, sondern das Böse, das ich hasse, tue ich", wird Wirklichkeit auch in der Menschheitsgeschichte. Wie mit Bleigewicht zieht der verdorbene Sinn nach unten nicht bloß die Tugend des einzelnen, sondern auch die religiös-sittliche Verfassung der ganzen Christenheit. Doch schon eifert die Gnade gegen das Dunkel, das der Teufel in der Welt ausgebreitet hat. Und im Schoß der Christenheit erhebt sich der Ruf nach Buße und Besserung. Scham, Zorn und Reue über die Gottfremde fangen an, das Herz der Christen zu zermalmen.

Die Verfasser von Pfaffenspiegeln finden übergroßen Stoff zur Verächtlichmachung der Kirche, die ja auch aus lauter Menschen von Fleisch und Blut besteht. Aber auch die Gestalten von Heiligenleben und die Geschichtsschreiber der religiösen Bewegungen stehen erschüttert vor dem Aufbegehren des von Gott entflammten Geistes wider das lüsterne, zuchtlose Treiben des Fleisches im Ablauf der Weltgeschichte. Welch ein Losreißen und Abschütteln des Satansreiches, welch ein Büßen und Beten in den Tagen der Glaubensspaltung wurde von beiden Seiten der Versuch zur Besserung gemacht. Wir sind damit nicht fertig geworden. Zuletzt wurde der Unglaube riesengroß. Nun griff Gott ein, warf uns zu Boden und behält noch heute das gezogene Schwert in der Hand. Aber die Gnade bereitet in der christlichen Seele ein Aufbegehren vor, wie es sich vielleicht noch nie so groß auf Gottes Erdboden dargestellt hat. In diese Zeit erscheinen unsere Monatsblätter.

Ist es verwunderlich, daß sie sich wehren gegen den Charakter einer reinen Unterhaltungszeitschrift? Daß beim Öffnen ihrer Spalten uns gleich das Kreuz

---

Abendlaeuten

Der Hirte hat sein Werk vollbracht,
Ein Glöcklein läutet: Gute Nacht;
Ave Maria, Amen!

Und wie er betet, wie er sinnt,
Fortsäuselt es im Abendwind:
Ave Maria, Amen!

Es säuelt durch den stillen Wald,
Und fern im Grund die Antwort schallt:
Ave Maria, Amen!

Es singt und klingt von Tal zu Tal,
Von Dorf zu Dorf vielhundertmal:
Ave Maria, Amen!

Und wie die Sonne westwärts zieht,
Durch Land und Meer erklingt das Lied:
Ave Maria, Amen!

Es läutet um das Erdenrund
Zu jeder Zeit, zu jeder Stund':
Ave Maria, Amen!

F. W. Weber.

wuchtig in die Augen dringt? Büßen und Beten ist die vornehmliche Aufgabe der Kirche in unsern Tagen, ist die erste Aufgabe auch unserer Zeitschrift, ihrer Schreiber und Leser und Hörer. Setzt euch zusammen, wie es in Revolutionstagen die Männer mit ihrer Zeitung machen, zur Revolution des gefangengehaltenen Gottesreiches wider das machtstrotzende Satansreich, zum Aufbegehren des Geistes wider das Fleisch. Laßt es nicht bloße Druckerschwärze sein, auch nicht kluge, aber unbeteiligte Schilderung der Jetztzeit, laßt es Tat sein, herzhafte, hochgemute und doch demütige Tat, was sich in den Monatsblättern zur Kundmachung und zum Bekenntnis erhebt! Lassen wir den Ruf zur Buße mannhaft in der Zeit der großen Niederlage erschallen! Künden wir unsere Teilnahme an der Erlösung der Welt durch Christus, darum aber auch unsere Teilnahme an seinem Kreuze! —

Auf dem Titelblatt unserer Zeitschrift hat schon immer ein Bild der Gottesmutter gestanden, wenn seine Form auch sehr verschieden war. Die Zeitschrift, und mit ihr die Oblaten, stehen im Dienste jenes großen Geheimnisses, das schon im Paradiese, im Urevangelium verkündet wurde: „Ich will Feindschaft setzen zwischen deiner Nachkommenschaft und ihrer Nachkommenschaft; sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihrer Ferse nachstellen" (Gn 3,15).

Satan hatte die Zweiteiligkeit des Menschengeschlechtes für seine Zwecke mißgebraucht. Er drückte zuerst das Weib zu Boden, damit es im Falle den willfährigen Mann mit nach unten risse. Beide wurden so zerschmettert. O erhabene Gottesweisheit! Was zuerst am Boden lag, hobst du zuerst auf, um den Gefährten nachzuziehen. „Maria" heißt das Wunder der göttlichen Barmherzigkeit, das dem Frauengeschlecht seine Würde zurückgab und uns das göttliche Vorbild aller Männer schenkte.

Wie es also ein Auf und Ab zwischen Sünde und Kreuz auf den Pfaden der Menschheitsgeschichte gibt, so zieht sich auch der Gegensatz zwischen dem Auftreten der Unbefleckt Empfangenen und den Veranstaltungen der Hölle durch alle Zeiten. Maria bricht auf am Tage des Sündenfalles, vom Tor des Paradieses zum langen Weg durch die Jahrtausende. Immer wenn das Dickicht beengender und das Dunkel beängstigender wird, schimmert ihr weißes Kleid durch die Nacht. Vorwärts, vorwärts gegen die schattende Hand der höllischen Finsternis!

Sie wurde verheißen, als das Haus Davids, der der Stammvater des Weltheilands werden sollte, zusammenzubrechen drohte. „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und man wird seinen Namen Emanuel nennen" (Js 7,14).

Sie gebiert ihn im Stalle, als die Frömmigkeit der Juden und der Heiden in den letzten Zügen lag.

Das große Zeichen der Buße war aufgepflanzt, das heilige Kreuz. Die Marthyrer der Frühzeit verbluteten in seinem Anblicke. Doch kaum war Friede mit den römischen Kaisern geschlossen, da senkte sich das Christentum, schwer beladen mit Heidenschutt, langsam dem Abgrund zu.

Nun erscholl in der Kirche von Ephesus der Ruf der Konzilsväter zur Gottesgebärerin. Eine neue Zeit war eingeleitet. Irgendwelches Schweigen über Maria — wenn je das Reden über sie sich zurückgehalten hatte —, war untergegangen im brausenden Chor der christlichen Frömmigkeit und Missionsarbeit. Ein Haus des Herrn stand bald hoch aufgerichtet da, das katholische Mittelalter. Doch es stand von Schlamm umgossen da. Der Schlamm hieß Üppigkeit. Ich erinnerte schon an Franziskus, der das niederbrechende Gebäude der Kirche mit seinen Schultern stützte. Die Armut der Franziskaner war nicht das einzige, was der Kirche Halt gab. Es kam hinzu der Rosenkranz der Dominikaner. Damals, als der Leib der Kirche zerwühlt war von Irrlehren und zur Re-

Requiem

Einst werden auch für dich, für mich
am Hochaltar die Kerzen glühen,
und unsre Kinder werden sich
im hohen Chor zum Beten knien.

Verstummt der Glocken Trauerklang,
durchhallt die hehre Gottesstätte
des Requiems heiliger Sang:
„Herr, seine arme Seele rettet!"

Sie fahren uns zur Stadt hinaus,
zum Friedenshain der Schaffensmüden.
Still spricht manch frischer Blumenstrauß:
Nun ruhe sanft im ewigen Frieden!"

Weiß nicht, wann dieser Tag anbricht,
ob erst nach Jahren oder morgen!
„Entzieh uns Deine Gnade nicht,
o Herr, so sind wir wohl geborgen!"

Hubert Knickenberg

---

form das Notwendigste fehlte, die Demut, zog der Rosenkranz durch die Länder und Jahrhunderte ebenso wie die braune Kutte. Die Gottesmutter trug den Rosenkranz und die Fahne der Buße, das heilige Kreuz, den Berg der christlichen Zeit hinauf.

Ich sagte schon, daß die Reformrufe nicht mehr verstummten. Trotz allem breitete sich ein neues Heidentum über die Welt aus. Man glaubte nicht mehr an Christi Kirche. Und dann wurde die Gottheit unsers Herrn verraten und verkauft, bis Gott der Herr selber all seiner Größe Stück um Stück entkleidet wurde. Die Folge war eine fast weltweite sittlich-religiöse Schwerfälligkeit und Schamlosigkeit. — Abwärts war es wieder gegangen unter Blitz und Donner, mit Stürzen und Krachen zum großen Trümmerhaufen. Es gab kein christliches Europa mehr.

Mittlerweile aber hatte sich Mariens Strahlenmantel breit entfaltet, und die Steine an ihrer Krone waren aufgeblitzt in der Sonne ihres Sohnes. Pius IX. verkündete vor nahezu hundert Jahren den Glaubenssatz von der Unbefleckten Empfängnis. Von da an wetteiferten die Päpste in ihren Rundschreiben, die heiligste der Frauen zu schmücken für ihren großen Tag, wo sie der Schlange des Neuheidentums den Kopf zertreten würde. Maria hat ihnen gedankt. Gott hat ihnen in unsern Tagen ein Vorrecht der Wegweisung und Führung verliehen, das sie in der Zeit irdischer Machtentfaltung selten erreichten.

Neben den Botschaften der Päpste gingen einher Mariens eigene Botschaften, die sie an die Kleinen und Unmündigen dieser Welt richtete, um die Menschen zum Gebet und zur Buße zu ermahnen.

Von Gott waren die Menschen abgekommen. Sie sollen büßen, indem sie mit den einfachsten und demütigsten Gebeten zu Gott zurückkehren. In grauenhaften Stolz wollte der Mensch Gott gleich sein. Die Magd des Herrn predigt demütige Unterwerfung.

So erschallt die Stimme der Jungfrau immer drängender, immer stärker. Sie schreitet dem Treffen mit Satan entgegen. Er wartet auf sie, geistesmächtig, schwertgewaltig, Völkerbeherrschend. Wie ein kleiner David mit seiner Schleuder geht Maria dem Riesen entgegen. Aber sie wächst — Tag für Tag. Ihre Schleuder ist das Kreuz. Ihre Kieselsteine Gebet und Buße. Immer mehr Rücken beugen sich unter das Kreuz. Immer mehr Menschen stehen zur Losung: Gebet und Buße! Der bestürzte Riese wird gewahr, wie sehr Maria in den Herzen gewachsen ist.

Auch in dieses Geschehen hinein fällt das Erscheinen und Wiedererscheinen der Monatsblätter. Sie rufen das Kommen der Königin aus. Sie tragen ihre Banner in all die Christenhäuser. Sie kämpfen mit dem Schwert des Geistes unter den Augen der Königin gegen die alte Schlange, die das Menschengeschlecht verführt hat.

Möge es den Blättern vergönnt sein, ihren Auftrag zu erfüllen! Dazu müssen die Schriftsteller ihr Bestes hergeben. Aber noch einmal, Leser und Hörer gehören mit in die Reihen, auf daß das Reich Gottes überall gewaltigen Widerstand leiste gegen die Einbrüche der Hölle und Christi Heerscharen die Kreuzesfahne in die stärksten Festungen des Fürsten der Finsternis tragen. Ihr, der Königin des Himmels, ist der Sieg in die Hand gegeben. Sie hat es den Kindern in Fatima verheißen. Was fürchten wir? Ab und auf ist es in der Kirchengeschichte gegangen. Nach dem fürchterlichen Ab kommt ein lichtflutendes Auf. An der Hand Mariens!

Der Triumph der Jüngsten Tages soll in der Zeitgeschichte genau so gut vorausgesagt werden, wie sie von Zeit zu Zeit ein Spiegel längst besiegter Teufelsmacht aus grauer Vorzeit ist. Auch an die Ohren des heutigen Geschlechtes scheint der Ruf zu dringen: „Schauet auf und erhebet eure Häupter; denn es naht eure Erlösung" (Lk 21,18)!

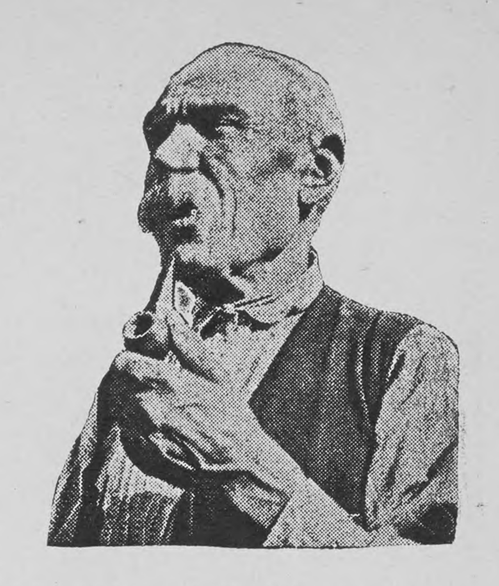
Erntedank fuer die armen Seelen

Die Toten sind dahin.
Aber immer noch wächst das Brot
Und immer wächst noch die Traube
Und wird gekeltert zum Wein.
Wir, die noch leben,
Haben Speise und Trank.

Die Toten sind dahin,
Aber immer noch wächst die Gnade
Für die Lebendigen
Und für die Toten auch.
Auf, lasset uns ihnen
Geben von unserer Speise:
Allen, die in der läuternden Pein,
Leuchte das ewige Licht.

Franz Joh. Weinrich

vom Schusterseppel



Liebe Leit und kadolisches Folk!

Wo ein Mensch ein honor hot seller Mensch is von die Leit gerespect und sie kumme zu ihm fier um sich advice hole oder um ein loan zu mache wo ober net alle Leit zurieckzohle ober fier's Geld loane is man gut g'nug ober fier's Zurieckzohle tun ein die Leit net mehr kenne wo ober net meine heitige story is indem daß ich vom honor verzähle will wo mich getroffe hat und mein ehrlicher Nome is highly gerespected indem daß ich fier alles kadolische fighten tu.

Liebe Leit, mir hen diesen Herbscht ein neien Poter gekriegt und der Klanger Sebastian wo nächstes Johr retiren will wo ich ober net glaube vonwege weil der Sebastian alle Johr vum retiren sprecht ober niemols net retired seller Sebastian also hot ieber uns g'sogt, Leit, hot er g'sogt, wo ein neier Poter kummt da gehern neie trustees in die Gemand indem daß jede Gemand gude Ordnung breicht und das mit die schlechte Wertschoft muß uffhere und gestoppt werde indem daß mir trustees breichen wo die collections supervise und auch die Biecher miessen gesupervised werde denn sie sein eine arg große responsibility vonwege dene Rieckstand wo mir doch collecten miessen und alle Leit hon ihren Rieckstand zu zohle aus was weller Ursach ich eich uffordre neie trustees zu electen und ich tu die motion vorbringe fier um selle trustees zu electen und Weib wo krank im Hospital liegt tut meine motion secunden.

Liebes kadolisches Folk, wie der Sebastian so g'sproche hot hon mir beim Krutt Leo im store g'huckt und der Fußbode is voll von die sunflowers wo mir gesse hon und ich bin ufgestanne und hon die Mannsleit geaddressed und hon g'sogt, Leit, hon ich g'sogt, selles hier is keine meeting net indem daß mir keine meeting net gecalled hon und im store tut man keine Kerchenmeeting net holle ober selles hier is blos ein Geschwätz unner Mannsleit und keine official meeting net indem daß dem Sebastian Seine keine motion net secunden derf wo der Sebastian g'mocht hot und ich gleich es net wenn Leit wo Mann und Weib sein und zu eine Familie zug'here eine motion secunden indem daß selles hier eine free kuntry is wo mir alle die free speach enjoyen und mit dem supervisen von die collections und die Biecher selles tu ich net appruven.

Selle speach wo ich gedelivered hon vonwege meine Erfohrung hot dem Sebastian gornet gepaßt und uf'n anren Tog sein ich und zwei unsre gude kadolische Mannsleit h'nieber zum neien Poter fier uns zu introducen und der Poter hot uns gut uffg'nomme und er hot g'frogt wie das mir uns schrabe tun und wieviel Kinner das mir hon wo mir auch getreilich berichtet hon indem daß der Poter doch alles wiesse muß ober die door bell hot gerunge und der Poter is h'naus und mir hen g'hert wie daß der Sebastian h'neinkumme wor wo dem Poter Zeit gebote hat und nochher hot er gesproche: Poter hon mir ihn spreche g'hört ich bin der Klanger Sebastian und selles is hier mein Freind und treies Gemandekind von unsre Pfarrei wo sich Frank Lober nennt und mir sein kumme fier um eich ein warning zu gebe indem daß mir hier erschtens Nordrußländer und Siedrußländer sein ober die Nordrußländer sein Poterschwäntzel wo ihren Rieckstand net bezohle ober Wurscht zum Poter schleppe selles tun sie alle Täg wo ober net gut is indem daß ich eich warne: Tut's keine Wurscht net annehme von die Nordrußländer Poter indem daß selle Wurscht nach Sau stinkt und kein garlik tun die Nordrußländer auch net h'nein ober mir Siedrußländer hon gude Lehr bekumme wie das die Wurscht gemocht werde muß. Uf'n zweiten Platz Poter muß ich eich soge wie daß Ihr mir die Biecher rausgebe sollt indem daß ich

und der Frank dohier eich die Biecher uffixe werde indem daß Ihr ein fremder Mensch in der Gemand seid und die Nordrußländer die tun dem Poter nur ihre Wurscht zutroge ober keine Potergage tun sie net zohle wo ein gerechter Mensch net stande darf und es darf kein excuse net gebe ober wo ein Rieckstand is da muß ein Rieckstand bezohlt werde.

Liebe Leit und kadolische Leser und Leserinne vum Mariabot mir hen alle den Sebastian so ieber den Poter rede g'hert und der Sebastian hot net gewießt wie das mir im Poter seine office gewest sein ober der Poter hot g'sogt Lieber Miester Klanger, hot der Poter g'sogt vonwege die warning von die Nordrußländer keine Wurscht net zu nehme muß ich eich danke ober ich gleich die Wurscht von die Nordrußländer und auch die Wurscht von die Siedrußländer und die Kriemer und vonwege die Biecher muß ich eich auch loben vonwege weil ihr mir helfe wollt selle Biecher uffzufixe ober vonwege meine responsibility muß ich eich ein examination gebe indem daß ich wiesse und zur Kenntnis nähme muß wie ob ihr eich uf die Biecher auskenne tut.

Lieber Mann, hot der Poter g'sogt,kennt's ihr mir explainen was ein Debit und ein Credit is? indem daß selles die erschte Frog von meine examination is und der Sebastian hot gleich zurieckgebe Poter, hot er zurieckgebe mit selle englische Aussproch mießt's ihr uns deitsche kadolische Leit net bodren indem daß mir in Ehrlichkeit deitsch und russisch gelernt hon ober mir wolln Gerechtigkeit und wo ein Rieckstand is do muß ein Rieckstand bezohlt werde.

Lieber Mann, hot der Poter druf g'sogt, wo ein Mensch die Biecher uffixe will do muß er die Wiessenschoft do zu hon und der Sebastian hot g'sogt selle Wiessenschoft hon mir und eire Wiessenschoft is das Ladeinische und die Predigt uf'n Sunntag und unsre Wiessenschoft is der Rieckstand wo die Nordrußländer zohle solln und mir tun eich noch amol im Frieden bitten die Biecher rauszugebe.

Lieber Mann, hot der Poter g'sogt, selles stiemmt net indem der Mensch die bookkeeping Wiessenschoft hon muß fier um die Biecher uffixe und der Sebastian hot druf g'sogt wie das er als deitscher kadolischer Mensch keine englische Aussproch net hon will ober der Poter soll uf deitsch soge obs er die Biecher rausgebe will oder net indem daß er verlange tut die collections zu supervisen wo die Leit mit ihr Blut verdiene und contributen und der Poter hot g'sogt: Raus aus mein Haus und der Sebastian hot zurieckgeschrien mir gehn net ober Gerechtigkeit muß sein.

Liebe Leit, selle Gerechtigkeit is auch gleich kumme indem daß ich und meine zwei Freind aus der office h'nausgesprunge sein und mir hon den Sebastian h'naus gefiehrt bis uf die Straß wo keine Ungerechtigkeit net gewest is indem daß die zwei wo mit mir gewest sein Siedrußländer gewest sein ober den Poter beladigen selles tun sie net stände.

Der Sebastian hot ieber mich geschrien: Der Seppel der krieplige Poterschwäntzel der will trustee werde sell werd er ober net indem daß er mein vote net bekummt und uf'n Sunntag hon mir unsre meeting g'hat wo der Sebastian erschiene is mit seine zwei Bube und sein Weib hot auch aus dem Hospital gemießt indem daß dazu auch noch die alte Großmutter wo schon arg schwach is uf die meeting kumme is und alle hon sie den Sebastian seine motion gesecunded und der Poter hot g'sogt Leit, hot er g'sogt, wo eine kadolische Gemand neie trustees will do hot sie das right zu vote und mir hen gevoted und die Leit hon mich h'neingevot wo eine große Ehr is ober den Sebastian hon sie net h'neingevot und mir hon dem Poter keine Beladigung net angeton indem daß mir die Biecher net supervisen werde ober der Poter muß selles selbst tun.

Noch der meeting hon ich noch bei meine Freind g'huckt und spot uf den Obend bien ich ham und uf der street hon ich den Sebastian gemiet wo arg exited worde is ober angegriefe hot er mich net ober ich hon g'sogt guder Mann, hon ich g'sogt mir hon den Frieden in der Gemand zu bewohre ober selles hot mir der Sebastian net zugestanne ober er hot g'sogt wie das die Päterschwäntzel kein Frieden net holle.

Liebe Leit, jetzen bien ich trustee und ich werd meine Pflicht tun indem das ich den Ufftrag hon zu acte und ich werd acte ober zu keinen Unfrieden net ober wo ein Mensch trustee is da hot er zu wotsche das alles in Ordnung is und der Sebastian hot g'sogt wie das die trustee nur gut sein fier um dem Poter sein toilet zu muven ober net fier anre responsibilities was weller Ausdruck eine Beladigung is indem daß ein trustee unnerschiedliche responsibilities hot und er tut auch den bishop begrieße indem daß alle Päter die trustee zum hochwertigen Bishop introducen wo eine große Ehr is indem daß net jeder Mensch mit dem Bishop hand-

Wer ist staerker als der Tod?

Mit machtvollen Schritten ging der Tod über die Erde. Weit aus holte er mit seiner Sense, und unter dem sausenden Schwung seiner Klinge brachen die Menschenkinder zusammen. Alles, hoch und niedrig, erzitterte, wenn es den nahenden Schritt des Herrn der Welt spürte.

Klopfte er an die Hütte des Bauern, da zog sich alles scheu in den hintersten Winkel zurück. Und der alte Bauer wimmerte: „Noch bist du zu früh, laß mir noch ein Jahr! Ich muß ja noch anbauen, auch das Dach ist noch nicht ausgebessert, und voriges Jahr hatte ich im Stall so viel Unglück, ich möchte noch das Jungvieh heranwachsen sehen." „Laß das deinem Sohn, der ist jung und stark, du aber folge mir!" Und er berührte des Landsmanns Herz, der tot in sein Kissen zurücksank.

Und er klopfte an den Palast des Königs. Die Wachen des Königs wollten ihm den Zutritt verwehren. Doch er sah sie mit eisigem Blick an, daß sie ihre Waffen sinken ließen. Ungehindert fand er Eintritt in das Gemach des Königs. Um das Bett des jungen, gekrönten Mannes standen die Ärzte und kochten Tränklein und mischten Heilkräuter. Lautlos trat der Tod herein, mit einer Handbewegung wischte er all das vom Tisch: „König, deine Zeit ist aus, komm und geh." Wild bäumte sich der junge König auf. „Wer kann mir das befehlen? Ich werde gehen, wann ich will!" — „Nein, du wirst gehen, wann du mußt!" sagte ernst der Tod. Nun verlegte sich der junge König aufs Bitten. „Ich bin ja noch so jung! Die Feinde umstehen die Grenzen meines Reiches. Noch ist kein Nachfolger, der mit starkem Arm mein Reich beherrschen wird. Du siehst, ich kann noch nicht gehen!" — „Das ist alles nicht so wichtig", sagte der Tod ernst, „das werden andere besorgen, du brauchst dich nicht darum bekümmern. Mach dich bereit!" Der junge König wollte sich noch wehren, doch vor dem schrecklichen Blick des Knochenmannes erstarb sein Leben.

Der Tod durchschritt die weiten Hallen eines Krankenhauses. In langen Reihen lagen die Menschen in Schmerzen und Leid. Sollte man nicht meinen, voll Sehnsucht hätten diese Menschen ihm ihre Arme entgegengestreckt? Aber nein. Wo er ein Zimmer betrat, zogen die Kranken furchtsam die Decke über den Kopf, und ein verzweiflungsvoller Schrei durchgellte den Raum, wenn er sich einem Bette näherte. Er tritt an das Bett eines alten Mütterchens, „ich führe dich aus deinem Leid in den Frieden!" — „Nein, Tod, nicht sterben. Ich bin ja krank! Ich möchte noch einmal gesund werden! Wie gut sind noch meine Kinder zu mir, und ich freue mich am Glück der Enkelkinder. Laß mich noch da sein, bis sie groß sind. Dann will ich gerne gehen. Laß mir noch Zeit!" Der Tod sprach nichts weiter. — Er nahm sie bei der Hand, und zitternd folgte die Alte.

Und wieder pochte er an eine Hütte. Am Krankenbett eines Kindes saß eine betrübte Mutter. Hochrot waren des Kindes Wangen, und seine Äuglein glänzten im Fieber. Die Mutter legte kühlende Umschläge auf. Es wurde bereits dunkel. „Komm, Kind, beten wir", sagte die Mutter. Und sie begannen das Vaterunser zu beten. Bei der Bitte, Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden, ging die Tür auf, und der Tod trat herein. Ehrfürchtig stand er zur Seite, bis das Gebet vollendet war. Dann trat er an das Bett des Kindes.

Das Kind sah ihn eine Weile

---

shaken kann ober nur die wo introduced sein.

Liebe Leit, jetzen hon ich nix net mehr zu beriechte und zu schrabe ober ich will sellen Beriecht noch uf die Post office nähme und die Pauline wo mein Weib is hot mir noch unnerschiedlich Ufftväg gebe fier den store und die trains sein jetzen in Spotjohr allegebot late was auch net gut is und was die C.P.R. und die C.N.R. auch change muß ober sie sein alle zwei nix net nutz wenn sie net on time sein mit was welle Wiensche ich eich alle grießen tu von eirem

Schusterseppel,
kadolischer Schriftsteller
deitscher Sproch.

Dies und Das

(Schluss von Seite 3.)

Von 1910 bis 1934 lag die Schriftleitung der „Monatsblätter“ in Händen des hochw. Patres Joh. Wallenborn O.M.J. Während seiner Jahre sahen die „Monatsblätter“ die Priesterweihe folgender heute noch lebender Oblaten Deutschlands hier in Canada: 1911 — Pater Kosian O.M.J.; 1922 — die Patres K. Ackermann O.M.J. und Joh. Rheidt O.M.J.; 1924 — der Marienboten-Schriftsteller Pater Jos. Schneider O.M.J.; 1925 — die Patres Ph. Hubbert O.M.J. und H. Kelz O.M.J.; 1926 — Pater A. Schaller O.M.J.

Nach Pater Wallenborn O.M.J. übernahm Pater Heinrich Fromm O.M.J. die Schrift leitung der „Monatsblätter“, die er bis 1939 innehielt. Zu seiner Zeit wurde als jüngster deutscher Oblat der hochw. Pater W. Merx O.M.J., geweiht 1935, nach Canada gesandt.

Der heutige Schriftleiter, Pater B. Willenbrink O.M.J., wird wohl nicht sobald von der Ausreise deutscher Oblaten nach Canada berichten können.

Während unsere ersten Patres und Brüder, jene Oblaten, die wohl mit an der Wiege der „Monatsblätter“ standen, immer älter werden und immer ehrfürchtiger im Schmucke ihres weißen Haares, zeigen die „Monatsblätter“ eine Jugend, die eben nur aus den Tiefen des gotterfüllten Geistes kommen kann. Wohl haben wir hier die „Großmutter“ des Marienboten vor uns. Es ist aber eine Großmutter, deren Lebensjahre so viel Jugend gebiert, als sie vom Brunnen des Lebens Gottes schöpft. So ist es mit jedem geistigen Blatte: Es wird jünger, je treuer es seinen chöchsten Idealen bleibt. Es beginnt zu altern, sobald es sich — mit den Lügensorgen der Welt und des Weltlichen verbindet.

Die „Monatsblätter“ sind jung geblieben. Unsere Patres werden alt, und ihre Taten, zu denen die „Monatsblätter“ ihnen einstens segneten, geraten immer mehr in Vergessenheit. Sie hatten keine Gelegenheit, berühmte Kanzelredner und Volksmissionare zu werden. Das Land, dem sie aus Oblaten gehorsam ihr Priesterleben opferten, war kein Missionsland im strengen Sinne des Wortes. Also auch die Ehre des Titels „Missionar“ kommt ihnen nicht voll und ganz zu. Auch ihnen aber gilt das Loblied auf die Säleute, auf die Werkleute und auf die Liebesboten Gottes, das die „Monatsblätter“ so freudig singen. Ihnen besonders, denn: Sie gingen nicht nur den Armen das Evangelium zu predigen, sie selbst wurden dabei ganz arm an Ehrung, an Namen, Stellung und Ruhm.

In dieser Armut liegt aber der Reichtum ihrer Würde!

Zu Füßen der „Monatsblätter“ und unserer alten Pionieroblaten legt der Marienbote seine bescheidenen Grüße. Möge Gott segnen und belohnen mit dem ewigen Leben. Und über den Gräbern der Patres Suffa, Kimm, Palm, Seltmann, Krist, Jos. und Wilhelm Schulte, Hermandung, Hermes, Fuchs, Nelz, Lutz und des ehrw. Brüders Klinkenbergs möge rasten der Friede des Herrn.

„Ihr „Monatsblätter“ habt gut gesegnet. Die Frucht, eine Frucht eures Segnens, ist das Werk der Patres und Brüder, die von euch zu uns kamen, und schafften und litten und werkten und beteten — und starben wie ihr.

Der Schrifleiter.

---

an. „Wer bist du? fragte es. „Ich bin der Tod!“ — „Nein, das bist du nicht! So sieht der Tod nicht aus. Wozu die Sense, wozu das Knochengerüst? Ich habe anders gelernt. Der Tod kann nur ein lichter Engel sein, der die Seele zu Gott führt!“ Und wie das Kind das gesprochen, steht an seinem Bett wirklich ein lichter Engel. „Kind, du bist das einzige, das mir erkannt, wie ich bin. Nur dem gläubigen Menschen ist meine wahre Gestalt bekannt. Ich war beim Bauern, beim König, bei der Greisin, sie alle sahen in mir nur den, der das Leben endet. Einzig du weißt, daß ich erst das rechte Leben bringe. Drum fürchten mich die anderen und müssen mir gehorchen, du aber liebst mich, drum muß ich dir dienen.“ Und demütig nahm der Engel die Seele dieses Kindes und trug sie zu Gott!

Drum bewahr dir immer eine reine, gläubige Seele, selbst der Tod wird dir dann ein heiliger Engel sein!

Die Medaille Unserer Lieben Frau von Halle

Von Josef Simons

Ein munteres fünfjähriges Büblein hat die Tür vom elterlichen Garten offen gefunden und läuft, sich auf dem Uferrasen an der Zenne tummelnd, hinter hellgelben Schmetterlingen in der Frühlingssonne her. Er kräht vor Freude über Weite und Freiheit. Ein Fehltritt, ein Straucheln . . . und der Bub liegt mit einem gellenden Schrei im trüben Wasser. Sein Platschen und Umsichschlagen bringt ihm keine Hilfe; er versinkt mehr in dem Schlick . . . das Wasser reicht bis an seinen Hals, bis an seinen Mund . . . Aber ein Wanderer, der den Notschrei des Kindes gehört hatte, ist hinzugesprungen, zieht den erschreckten kleinen Jungen aus dem braunen Schlamm und bringt ihn wohlbehalten seiner Mutter zurück.

Wie soll diese Frau dem Retter des Kindes ihre Dankbarkeit bezeigen?

„Geld besitze ich in Überfluß, mehr als mir lieb ist“, antwortet der Fremdling.

Die gottesfürchtige Frau zögerte eine Weile.

„Darf ich Euch denn als Andenken an eine glückliche Mutter diese Medaille von Unserer Lieben Frau von Halle anbieten?“

„Nehmt es mir nicht übel, achtbare Frau, ich habe nicht die Gnade des Glaubens.“

„Nehmt sie doch nur an und tragt sie als Andenken an Eure edle Tat. Die liebe Mutter Maria wird Euch trotzdem beschirmen.“

Zu Grimbergen in Brabant.

Der Bub ist zu einem Mann aufgewachsen und in die sehr alte Abtei zu Grimbergen in den Norbertinerorden eingetreten. Seit seiner Priesterweihe beseelt ihn ein stets wachsendes Verlangen, unter der afrikanischen Sonne das Wort Gottes zu verkünden.

Zu dieser Zeit freilich besaß die Abtei von Grimbergen noch keine Mission in Afrika, so daß die Obe-

An die Koenigin des Friedens

Königin des Friedens, Schutzfrau dieser Welt,
Herrin aller Herzen, blick' vom ew'gen Zelt
Mild auf uns die deinen, die im Tränental
Bang und hilflos weinen in des Lebens Qual!
Senke deinen Frieden tief in unser Herz,
Schenke uns hienieden Trost in allem Schmerz,
Leite unser Leben, lenke unser Los, —
Alles kannst du geben, du, an Macht so groß!
Königin des Friedens, uns're liebe Frau,
Deine Lieb' uns labe mild wie Maientau,
Mög'st voll Mitleid blicken du auf unsern Schmerz,
Und mit Trost erquicken unser banges Herz!
Zeige voll Erbarmen uns dein göttlich' Kind,
Das du auf den Armen hältst so mutterlind,
Wende seine Gnade, seine Huld uns zu,
Unsers Lebens Pfade führ' zur ew'gen Ruh'.
Königin des Friedens, Herrin hoch und hehr.
Hilf uns alle Tage leben Gott zur Ehr'.
Laß mit reinem Herzen dienen uns dem Herrn.
Lehr' uns, Leid und Schmerzen dulden still und gern.
Christliches Entsagen mach' uns leicht und lieb,
Unser Kreuz zu tragen Mut und Kraft uns gib,
Diese Welt verachten und aus tiefster Brust
Nach dem Himmel trachten, — das sei uns're Lust!
Königin des Friedens, wenn der Abend naht,
Wo sich neigt zum Ende unsers Lebens Pfad, —
O, dann voll Erbarmen steh' im Streit uns bei,
Daß in deinen Armen süß der Tod uns sei,
Führ' uns dann voll Milde aus dem Tränental
In das Lichtgefilde, in den Hochzeitssaal,
Wo wir mit dem Sohne, dich o Mutter, seh'n,
Und an eurem Throne — hoch euch preisend — steh'n!

ren auf den inbrünstigen Wunsch des jungen Mönches nicht eingehen konnten. Und der gehorsame Priester sprach dann selbst nicht mehr davon, obschon ein süßer Zug nach drüben ihn weiter quälte. Einige Zeit darauf wurde er krank. Ärzte wurden hinzugerufen. Und was erklärten die Doktoren, die doch nichts von seinem Verlangen wußten? Daß das südafrikanische Klima viel zu seiner Genesung beitragen würde.

Die Oberen erkannten hierin den Finger Gottes und gaben dem eifrigen Priester die Erlaubnis, die Lehre Christi in Transvaal zu verbreiten.

So sind die Norbertiner von Grimbergen die Pioniere des katholischen Missionswerkes in Südafrika geworden.

— — —

An der afrikanischen Küste.

Der junge Pater, überglücklich, daß sein Herzenswunsch in Erfüllung ging, hat sich eingeschifft.

Nach einer glücklichen Reise wird in der Nähe der afrikanischen Küste der Anker ausgeworfen.

Und sieh, ein Ruderboot löst sich vom Land und kommt in der Richtung des vor Anker liegenden Schiffes gefahren.

„Ist hier ein römisch-katholischer Priester an Bord?" wurde aus dem schwankenden Boot gerufen.

„Jawohl", antwortet unser Missionar.

„Auf der Handelsniederlassung liegt ein Mann im Sterben."

„Ich komme."

Der Pater klettert die Schiffsleiter hinunter, nimmt Platz in dem Boot und steht bald am Bett des sterbenden Europäers.

„Kann ich etwas für Sie tun, mein Freund?"

„Hier helfen keine Ärzte mehr, Pater, ich weiß wo ich dran bin."

„Kann ich denn nicht Ihre Seele vorbereiten für die große Reise?"

„Pater, ich habe bereits in meiner Jugend allen Glauben verloren."

Der Pater schaut überrascht, denn da gibt es etwas, das an einem Bändchen unter dem Herzen hängt.

„Aber doch nicht ganz, wenn ich meinen Augen trauen darf: ich erkenne auf Ihrer Brust die Medaille von Unserer Lieben Frau von Halle, meiner Geburtsstadt!"

„Ihre Geburtsstadt! Ich bin da früher gewesen, in glücklichen Zeiten, vor dreißig Jahren. Diesen Besuch habe ich nicht aus der Erinnerung verloren, als ich auf einem Spaziergang durch die Stadt einen Knaben aus dem Wasser retten konnte . . . Die Mutter des Knaben, eine gottesfürchtige Frau, hat mir aus Erkenntlichkeit diese Medaille geschenkt."

Während der Kranke erzählt, schossen dem jungen Priester die Tränen in die Augen, vor Freundschaft zu dem Fremdlig, vor Dankbarkeit, weil er Marias wunderbares Mittlertum erkannte.

„Mein guter Freund, erschrekken Sie nicht. Dieser Knabe, ein Mann geworden, steht hier vor Ihnen. Ich habe mich Ihnen gegenüber von einer großen Pflicht der Dankbarkeit zu befreien. Sie haben mir das Leben gerettet, als ich klein war; Maria, deren Medaille Sie treu getragen haben, steht mir jetzt bei, Ihnen dies zu vergelten. Zweifellos hat sie mich aus dem fernen Europa hierhin gerufen, um Sie auf Ihre letzte Reise vorzubereiten. Kommen Sie, weigern Sie mir dieses Glück nicht."

Auch der Sterbende ist betroffen. Dies kann kein Zufall sein. Dieses Mal ergreift er, um sich selbst zu retten, die ausgestreckte Priesterhand und hält sie warm zwischen seine Hände gepreßt. Maria ist barmherzig. Und die Medaille Unserer Lieben Frau von Halle immer auf seiner Brust, spricht er eine reumütige Beichte und stirbt einen ruhigen Tod.

Zeit lassen

In Kapharnaum haben sie schon wieder alle zusammengebracht, die sich übel befanden, Kranke und Leidende aller Art.

Auch der Garnisonshauptmann ist gekommen und bat den Heiland, er möge zu ihm kommen, sein Sohn ist zum Sterben.

Und wirklich, der Heiland sagt schließlich: „Geh' hin, dein Sohn lebt!"

Der Hauptmann ging hin. Sein Sohn war gesund. — „Zeit lassen" heißt es, wenn wir das gleiche beanspruchen wollten: Da war ein junger Geistlicher. Dem war seine Schwester krank, ganz krank. Alle, auch der Bruder, haben gebetet. Die Kranke hat fürchterlich gelitten. Und was war's? Sie ist gestorben. Und jetzt, gebt acht, hat der Bruder sich zum Ausruch verirrt und hat gesagt: „Gott ist härter als ein Stein." Freilich hat er gleich bereut, was er gesagt.

Bald darauf ging er übers Feld. Da stand ein großes Kreuz. Der junge Geistliche schaut hinauf. Da sagte er: „Beim Kreuztod seines Sohnes ist Gott noch härter gewesen." — Jesus, seinen vielgeliebten Sohn, hat Gott dem Leid und dem Tod übergeben: Und durch Leid und Tod ist Jesus zur herrlichen Auferstehung gekommen.

- Richter in der Zeit -

Richter in der Zeit — Richter für die Ewigkeit

Im Menschenherzen brennt die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Wir verlangen danach, daß alles Unrecht irgendwie gutgemacht wird. Wir fühlen alle, es muß ein Urteil geben über die böse Tat, und es muß Sühne werden für die Schuld.

Es gibt ungezählte Gerichte auf der Welt, die berufen wären, die Ordnung der Gerechtigkeit zu verbürgen. Es sitzen immer wieder ungezählte Richter in dieser Zeit vor den Angeklagten, die unsere Sehnsucht nach Erfüllung der Gerechtigkeit stillen sollten. Und dennoch, die Menschen können kein Recht und letztes Vertrauen finden zu den Urteilen auf dieser Welt. Sagt da nicht schon das Sprichwort viel bittere Wahrheit:

„Der kleine Bösewicht kommt vor ein hart' Gericht; die Großen und die Reichen, können oft entweichen."

Ist nicht der Spruch über das englische Rechtsleben eigenartig: „Lieber sollen zehn Schuldige freigehen, als ein Unschuldiger verurteilt werden."

Wie werden die Menschen erschüttert über die ungerechten Urteile der Welt! Und oft sind es gerade die schrecklichsten Taten, die ungeahndet bleiben. Es waren da die Täter geschickt genug, ihre Taten zu vernebeln, oder es sind die Rechtsbrecher der ewigen Ordnung zugleich die höchsten Gewalthaber und Richter, die niemand zur Verantwortung ziehen kann. Wenn wir da weiterdenken, tut sich ein Meer von Ungerechtigkeit, Schuld und ungesühnter Tat vor uns auf, und das Menschenherz kann sich nicht abfinden mit dem Gedanken, daß dieses Meer der Schuld niemals ausgeschöpft, dieser Abgrund der ungerechten Urteile oder ungesühnten Taten ausgefüllt wird.

Was uns in den Worten Christi über das **Weltgericht** entgegenleuchtet, ist ein stillender Balsam für das unbefriedigte Menschenherz, das nach einem gerechten Ausgleich von Gut und Böse schmachtet. Es kommt die Stunde, da jedem nach seinen Werken vergolten wird, und Gott wird das Verborgenste der Menschen richten durch Jesus Christus. Dann werden alle, die über diese Erde gegangen sind, vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen. Die Menschen werden hinwerfen ihre Götzen aus Silber und Gold, die sie angebetet haben. Es werden zerschmettert die Ruhmestafeln, die goldenen Kronen und die schrecklichen Waffen dieser Welt. Es wird dann nur eines gelten: **das gute Werk.** Es wird uns dann nur eines retten: **die Liebe.**

Christus ist dann der Richter für die Ewigkeit. Seine Worte werden bleiben und Seine Urteile ewig gelten.

So soll dieses Bild am letzten Sonntag des Kirchenjahres vor unserer Seele stehen, und so wollen wir sprechen:

„Starker König, Dir erzittern,
Wenn Du redest in Gewittern,
Alle Länder, alle Zonen,
Aller Engel Legionen!
Herr, wer kann vor Dir besteh'n,
Willst Du zum Gerichte geh'n?

Starker König, o verschone,
Du erschütterst Engelthrone:
Wie kann unser Herz voll Zagen
Deinen Flammenzorn ertragen!
Herr, wer kann vor Dir besteh'n,
Willst Du zum Gerichte geh'n?

Denke Dran

**Ach, wie unbeständig ist,
unbehütbar doch das Leben,
das, o Herr, du uns gegeben
diese kurze Erdenfrist.**

**Höher, aufwärts hebt den Mut;
dieses trübe Todbedenken
soll nicht Sinn und Seel' euch kränken:
aufwärts zu dem ew'gen Gut!**

**Ew'ger Gott und Hilfe mein,
der das All beseelt mit Leben,
der in Not will Beistand geben,
auf Dich bau' ich ganz allen.**

Guido Gezelle

Jedem das Seine

Eine lustige Geschichte vom Reimmichl.

Es war in altvordenklicher Zeit, da der weite Gau hie von Petersburg noch zur Herrschaft und Gerichtsbarkeit des Grafen Trautmann gehörte. Da geschah es im Wonnemonat Mai, daß der Herr Graf mit der erlauchten Frau Gräfin die silberne Hochzeit beging und zu diesem Feste den ganzen Landadel mit Hut und Haube, sowie den Bürgermeister und die vollzähligen Ratsherren aus der Stadt eingeladen hatte. Bei dieser Gelegenheit wollte der Herr Graf seine Gäste nicht nur durch Prunk und Reichtum, sondern auch durch ein ausgesuchtes, vorzügliches Festmahl in Erstaunen setzen. Alles, was Land und Jahreszeiten an Leckerbissen und Gaumenkitzel schaffen konnten, wurde aufgeboten. Und als nun am hochzeitlichen Tage die Gäste bereits schwarmdick sich um die Tische drängten und das großmächtige Fest- und Zweckessen losgehen sollte, erschien der Hausmeister und meldete dem Herrn Grafen, drunter im Hof wäre der Fischer-Chrust von Petersburg mit einem Bottich voll der auserlesensten Fische — Forellen und Saiblingen von edelster Gattung — die man haben könnte, wenn nicht der Preis gar so . . .

„Ach was!" fuhr ihm der Graf in die Rede, „heute wird um keinen Preis gefragt. Zahl er dem Manne, was er fordert — ich will die Fische auf der Tafel sehen!"

„Aber mit Ihro Gnaden Erlaubnis", entgegnete der Hausmeister, „da liegt eben die Schwierigkeit. Der Fischer will kein Geld nehmen und verlangt als Zahlung dreißig Stockprügel die ihm sofort aufzumessen wären, und er sagt noch, daß er keinen einzigen abhandeln lasse."

Die ganze Hochzeitsgesellschaft mit dem Grafen an der Spitze rannten nun in den Hof, um den närrischen Kunt zu sehen. Einige glaubten, dem Manne sei ein Rädchen im Hirnkasten locker geworden, andere, er hätte sich einen Irrwisch vor die Nase gezecht. Ungeduldig sprach der Graf den Kumpan an:

„Landsmann, was fordert Er für seinen Fisch? Er wird gleich

Das bessere Land

„Ein besseres Land nennst du entzückt?
Seine Kinder, sagst du, sind reich und beglückt?
Mutter, wo mag sein Ufer scheinen?
Laß es uns suchen und nicht mehr weinen!
Ist's, wo im Myrtenhain rastet der Hirt,
Wo die Feuerfliege das Laub durchschwirrt?" —
„Da nicht, da nicht, mein Kind!"

„Ist es, wo schlank die Palme steht,
Das Haupt von gefiederten Büscheln umweht?
Auf Inseln in ewig heiteren Zonen,
Wo duftende Wälder die Blütenkronen
Schütteln, wo Weihrauch die Staude schwitzt,
Wo der Vogel des Paradieses blitzt?" —
„Da nicht, da nicht, mein Kind!"

„Ist es, wo über Geschiebe von Gold
Brausend die Welle der Ströme rollt?
Wo feurig im tiefen Dunkel der Minen
Diamanten funkeln und rote Rubinen?
Wo die Perle glänzt am Korallenstrand?
O Mutter, ist dort das bessere Land?" —
„Da nicht, da nicht, mein Kind!"

Kein Auge sah es, mein Sohn! Kein Ohr
Vernahm seiner Stimmen jauchzenden Chor.
Seine Pracht, kein Träumender sah im Schlummer
Solch Leuchten; fern bleiben ihm Tod und Kummer.
Nie zerstört die Zeit seinen Glanz, seinen Duft;
Jenseits der Wolken, jenseits der Gruft:
Da ist's, da ist's, mein Kind!"

Ferdinand Freiligrath

St. Elizabeth

die Markgräfin von Thüringen, eine Lichtgestalt im Dunkel unserer Zeit.

Als ein römischer Statthalter einst eine vornehme christliche Mutter aufforderte, ihre Schätze herzugeben, da rief sie ihre Kinder, wies auf sie und antwortete: Gold und Schätze nenne ich nicht mehr mein eigen, sie habe ich verloren. Sieh hier da meine Schätze — meine Kinder. Genau so vermag auch unsere Mutter Kirche zu sprechen: Meine Schätze sind der Heiligen ungezählten Scharen. Unter diesen Heiligen gibt es nun solche, die, einem Komet gleich, ihrer Zeit viel bedeuten, die aber später, weil eben ihre Person und ihr Wirken zeitbedingt war, erloschen und auch zu einem Größten vergessen wurden.

Eine Heiligengestalt aber, die Jahrhunderte mit dem hellen Schein ihrer lichten Gestalt überdauert hat, ist die heilige Elisabeth von Thüringen. Wo immer in christlichen Landen in der heutigen Zeit der Engel der Caritas, der sich selbstvergessenden christlichen Nächstenliebe, lebendig ist, da steht auch ganz daneben Sankt Elisabeth. An ihrer heroischen Nächstenliebe haben sich ungezählte Menschen erbaut. Ihr Beispiel hat unendlich viele zur Nachfolge nachgerufen. Dunkel, ja finster sind die Tage heute. Dunkel und finster nicht deshalb, weil die Not so groß, sondern weil die Elisabeth-seelen fehlen, die nicht durch die Worte, sondern durch die Taten der Liebe das Dunkel und die Finsternis zu erhellen vermögen.

Der Winter steht wieder vor der Tür. Von ferne her ist das Klagen frierender und hungernder Mitmenschen hörbar. St. Elisabeth geht durch unsere Zeit und sucht Menschen, die ein liebetrunkenes Herz haben und bereit sind, im Dunkel unserer frostigen Tage das Licht der Caritas, das leuchtet und wärmt, anderen zu schenken.

---

sein Geld bekommen."

„Ich brauche kein Geld", erwiderte kühnlich der Fischer; „hab' schon Euer Excellenz Haus- und Hofmeister gesagt, daß ich keinen roten Pfennig für meine Ware nehm'. Dreißig Stockprügel verlang' ich, nicht mehr und nicht weniger. Laßt mir die dreißig Prügel hinterwärts aufzählen, dann gehört der Fisch Euch — ansonsten verkauf ich ihn andernorts."

„Er ist nicht bei Groschen."

„Ich bin bei Gulden und Groschen, Euer gräflich Excellenz; aber Handel ist Handel, und wenn ich meinen Fisch um keinen anderen Preis hergib, kann mich niemand tadeln."

„Nun, ich mag den prächtigen Fisch nicht auslassen", sagte schmunzelnd der Graf, „und wenn Er's schon nicht anders tut, soll er Seine Dreißig bekommen."

Dann wandte er sich an den Leibjäger und flüsterte ihm ins Ohr: „Jakob, fertigt den guten Mann ab, so wie er's immer will; macht's dem armen Teufel aber leidlich, schlagt sanft und nur zum Schein."

Sogleich legte sich der Fischer guten Willens auf die Bank und der Jäger hob den Stock, um den Fischer nach Wunsch auszuzahlen. Dieser schrie noch: „Mein Freund, zähl' Er genau, denn ich verlang keinen einzigen Wichser mehr oder weniger, als mir zukommt. Jedem das Seine!"

Und schon fielen die Schläge langsam auf seines Lebens Schattenseite. Der Fischer zählte laut singend mit: „Einmal auf! — Zweimal auf! — Dreimal auf!" . . . usw.

Unter stürmischem Gelächter der ganzen Festversammlung vollzog sich die Exekution. Der Fischer sang immer heldenhafter: „Sechsmal auf! — Siebenmal auf! — Achtmal auf! . . . usw.

Er hatte auch gut singen; denn er spürte die Schläge nicht im mindesten. Fürs erste schlug der Jäger so zart und glimpflich, als ob er Takt geben oder Fliegen wehren möchte, und fürs zweite trug der Fischer eine brettdicke Lederhose, die ihn auch gegen ein schwereres Kaliber unempfindlich gemacht hätte. Auf die Art wurde ihm das Beinkleid gut ausgestaubt, und die Wichser fühlte er just so, als wenn ihm Butter aufgestrichen würde. Als aber der fünfzehnte Streich gefallen war, sprang der Fischer auf und schrie:

„Halt! Jetzt ist's genug. Ich habe nun meinen vollen Anteil vom Preise bekommen."

„Wieso denn?" tat der Graf verwundert; „es sind erst fünfzehn."

„Schon recht, Herr Graf", erwiderte der Fischer; „aber ich hab bei diesem Handel einen Gesellschafter, einen Teilnehmer, dem

- Ein Mutterwort -

Aus früher Kinderzeit ein Wort
Das klingt mir noch im Herzen fort,
Wie Engelsang, so süß und licht,
Und ist ein Wort, einfältig schlicht.

Ich war ein Kind, fünf Jahre kaum,
Das Leben war mir Spiel und Traum.
An einem Sonntag-Nachmittag
Ich stand gerad' am Gartenhag,
Wo ein gar buntes Vöglein sang;
Da kam den schatt'gen Weg entlang
Die Mutter, wie sie immer war:
So still und sanft, die Stirne klar,
Das Auge mild. Sie ging und trug
In ihrer Hand das schwarze Buch.

„Was tust du in der Kirche dort?"
So frug ich, „gehst so häufig fort."
Sie lächelte: „Ich bete, Kind!"
„Warum denn?" frug ich sie geschwind.
„Damit du werdest fromm und gut."
So sprach sie, und das warme Blut
Stieg mir ins junge Angesicht
Bei diesem Worte, kurz und schlicht.
Denn all' die Kindersünde mein,
Die fielen mir urplötzlich ein.
„Ach wüßte sie's, sie hätte Leid!
Nun will ich brav sein allezeit,
Und daß ich schon so böse war,
Bleibt ihr verschwiegen immerdar."
So dacht ich still und schaut' ihr nach,
Wie sie dahinging, so gemach
Durchs Wiesengrün den langen Weg,
Bis sie verschwand am Heckensteg. —

Ich habe manches Wort gehört,
Das mich erregt und aufgestört,
Das mahnend mir ins Herze drang,
Mich ernstlich nachzudenken zwang:
Was ich gewollt, was ich gesollt.
Doch jenes Wort, so lieb und hold,
Drang tiefer mir ins Herz hinein.
Wie Glockenton, so süß und rein,
Durchzittert es die Seele mir
Und mahnt und tröstet für und für.

---

ich auf Ehrenwort versprochen hab, daß er die Hälfte kriegen soll, was ich für die Fische einnehm' ... Wie die Sache steht, wär' es tausendmal schade, diesen guten Freund und Teilhaber nur um ein einziges Strichlein zu betrügen."

„Und wer ist Sein Gesellschafter? Sein Teilhaber?" frug der Graf.

„Das' ist niemand anders, gräflich Excellenze, als Euer Portier oder Torwächter, der draußen vor dem Schlosse steht . . . . Wie ich mit meinen Fischen daherkomm', schießt er mich wie ein Kettenhund an und gabelt mir mit seinem Spieß vor der Nase herum — will mich keinen Schritt hereinlassen. Bitten und gute Worte und auch ein Trinkgeld, das ich ihm vorhalt', nützten nichts. Er sagt, ich müßte ihm die Hälfte von dem Preis, den ich für die Fische lös, abtreten, sonst könn' ich bis zum Jüngsten Tag draußen bleiben. Erst wie ich ihm mit Zwang und Drang den Halbteil zugeschworen hab, hat er mich passieren lassen. Ich glaube nun, der freundliche Mann darf nicht zu kurz kommen; denn jedem gebührt das Seine."

„Und er soll das Seinige erhalten!" schrie der Graf halb zornig, halb lustig.

Sofort wurde der Portier geholt. Als er vernahm, um was es sich handle, begann er zu zittern und zu winseln, suchte auch auf jede Art sich zu verteidigen und herauszulügen. Den Grafen aber rührte das Leid nicht, und er befahl, den Schelm auf die Bank zu legen. Der Fischer jedoch redete seinem Teilhaber gütig zu:

„Lieber Freund, sei doch nicht so bescheiden und laß dich keine Weil zeitigen. Worauf man un-Recht besitzt, das kann man ungeniert annehmen. Ich habe meine Sach schon eingestellt, und du kriegst redlich dein Teil, damit du siehst, daß ich ein ehrlicher Mann bin und dich nicht beschummeln will. Eigentlich ist mir eine etwas leichte Münze zugewogen worden und ich möcht' den Herrn Grafen schön bitten, daß er dich dafür besser hält und dich mit echtem, schwerem Geld auszahlt; denn ich bin ein uneigennütziger Mensch und vergönne meinem Freund immer das dickere Trumm. Und weil Seine Excellenz heute grad einen Eh-

Pankraz, der Blasbalgtreter

Von Paul Körber

Da war vor vielen Jahren in einer der Vorstädte von Freiburg i. Br. ein Orgeltreter, nennen wir ihn Pankraz. Mit welcher Liebe und Hingabe hing dieser Pankraz doch an seinem unscheinbaren Amte. Er war die Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit selbst wie die Turmuhr, die über ihm ihre abgemessenen Stunden schlug. Ja, er ging in seinem Pflichteifer noch über diese, trotzdem die doch höher wohnte. Aber bei jener konnte es schon einmal vorkommen, daß sie vor Frost erstarrte, oder ob allzu großer Hitze trockenlief. Der Orgeltreter Pankraz aber versagte nie.

Fast zwei Menschenalter hindurch trat er seine Orgel Sonntags, Feiertags und Werktags, halt immer, wenn ein Amt oder eine Singmesse am Altare zelebriert wurde. Ob es eine Hochzeitsmesse, ein Totenamt oder gar ein hochheiliges Levitenamt war, eine Vesper, eine Nachmittags- oder Abendandacht, der Blasbalgtreter Pankraz war stets und ständig zur Stelle.

Und wie viele geistliche Herren, Pfarrherren und Vikare, Organisten und Küster hatte er kommen und gehen sehen, der Pankraz aber war einzig auf seinem Posten geblieben.

Was ist es da ein Wunder, daß der Pankraz sich schließlich selbst für einen immerwährenden Bestandteil der Kirche hielt, zum wenigsten zu einem solchen der Orgel?! Daß er sich schließlich wichtiger als der Orgelspieler selbst vorkam? Und dieses letztere hatte auch seine guten Gründe. Denn was will der beste Orgelspieler mit allerbestem Tastenschlag machen, wenn keine Luft aus dem Blasebalg in die Pfeifen strömt? Die beste Orgel ohne einen Blasbalgtreter ist ein Mensch ohne Lunge, sie fibert nicht im leisesten Flötenton, die sonst mit ihrer Tongewalt Säulen kann erzittern machen.

Das alles wußte auch der Pankraz gar wohl und er war dergestalt schon mit Recht von der Wichtigkeit seines Amtes erfüllt, das ja zudem auch bildlich sogar das

---

rentag feiert, so wird er dir aus besonderer Huld und Gnade ein schönes Trinkgeld obendrein zustecken — so vier, fünf Prozent etwa — das gehört dir allein, ich erheb' keinen Anspruch darauf, — bin ein uneigennütziger Mensch."

„Ja, zahl' ihm seinen Teil aus und ein Trinkgeld dazu, aber alles in guter, barer Münze", befahl der Graf.

Da sauste schon der Haslinger, aber diesmal nicht zart und glimpflich, sondern pfündig und scharf. Das fühlte sich nicht mehr, als ob Butter aufgestrichen, sondern als ob Bohnen gedroschen würden. Auch hatte der Portier keine Lederhose an, sondern eine seidene Garnitur, die sich als Kugelfang wenig eignete. Sofort bei den ersten Hieben stimmte der Schelm einen rührenden Lobgesang an. Der Fischer aber sang mit, indem er wieder laut die Streiche zählte und hellauf dazu reimte:

Faul sein darf keins,
Und einmal zween —
Der wird schon geh'n,
Und einmal drei —
Wir sind dabei,
Und einmal vier —
Der klecket schier,
usw.

Und das waren jetzt gut gemessenen Fünfzehn, denen der Graf noch fünf warige als Gnadengabe zulegen ließ. Dann mußte der gebrettelte Schelm vor der lachenden Menge eine Quittung unterschreiben, daß er seinen Teil redlich empfangen habe. Die Quittung samt zwei Golddukaten als besonderen Lohn seiner Ehrlichkeit händigte der Graf dem Fischer ein. — Der Torwart aber hatsche wimmernd hinaus, und er steckte seine Finger seit der Zeit nie mehr in faule Händel.

Merke: Wenn auch in neueren Tagen alle Spitzbuben — die kleinen und die **großen** — jedesmal ihren redlichen Teil bekämen, wäre mehr Sicherheit und Ordnung im Land.

„höchste" der Kirche war, denn einen Turmwächter hat ja in unserem Freiburg nur das Münster.

Einstmals begegnete ich ihm, wie er eiligen Schrittes (der Pankraz hatte es immer eilig auf dem Wege zu seiner Orgel) zur Kirche ging und es war nicht einmal zur Gottesdienstzeit. „Wohin, wohin so eilig, Pankraz!" rief ich ihm zu.

Er gab mir in eiligen Voranstürmen den Bescheid: „Ich hab's pressant! Mir hänt en neue Orgelspieler überkriegt und morge isch jo der groß' Frauetag. Jetz mueß ich ihn noch gschwind-schnell aalehre!"

Ein Blasebalgtreter lernt den Orgelspieler an! Wenn wir doch alle von der Wichtigkeit unseres Amtes so überzeugt wären wie dieser Pankraz von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt war.

Dann geschah einmal etwas Besonderes mit ihm. Es war am Patroziniumsfest. Dieses ist bekanntlich ein Jubel-, ein Dankfest. Die Orgel muß an ihm an Tönen hergeben, was immer sie zu geben vermag. Das war nun freilich für den Pankraz ein Geschäft voll Schweiß, immer und immer wieder auf die emsig steigenden Tretbalken zu klettern und sie mit seinem Körpergewicht herabzudrükken. War der eine unten, stand der andere schon wieder hoch. Und so ging es jetzt mit kurzen Unterbrechungen schon beinahe zwei Stunden. Und der Pankraz war bereits ein alter Mann. Den Rock hatte er schon längst ausgezogen. Aber den Pankraz verdroß es nicht. Das war seines Amtes und damit basta. So ihm einmal ein jüngerer Kirchenchorsänger beispringen wollte, kam dieser bös an.

Doch jetzt war bereits der Segen erteilt und die Schar der Gläubigen erhob sich soeben, um ein großes, schönes Schlußlied anzustimmen. Ein Gemeinschaftslied, in welchem sich aller Herzen erheben und mit der Orgel ausjubeln konnte. Jahrein, jahraus war als Schlußlied an diesem Tage das erhabene, mächtige Tedeum laudamus, das Großer Gott, wir loben dich! gesungen worden. Und der Pankraz kletterte bereits wieder auf seinen Tretbalken herum, den ständig hungrigen Orgellungen volle Luft zu geben, auf daß Pfeifen und Zungen in Zittern, daß sämtliche Register in ein mächtiges Dröhnen kommen würden.

Da . . . was war denn auf einmal mit der Orgel los? . . . Das Lied war von der Orgel bereits intoniert und die Menge wartete nur auf den Einsatz. Es war ein Pfeifen und Pusten, als sei eine Windsbrut in die Orgel gefahren und es käme das jüngste Gericht. Dann ein Ächzen durch alle Register wie ein gewaltiges Sterben und schließlich gab die Orgel keinen Ton mehr. Orgel und Gemeinde hatten gar machtvoll angestimmt, aber die Orgel gab keinen Ton . . .

Die Gläubigen schauten zur Empore, die dort postierten Chorsänger erst zum Organisten, dann zum Pankraz. Unterm Emporetürlein war dieser grad noch zu erwischen vor einem Davoneilen. „Pankraz, was ist denn los?" bestürmten ihn die Fragen.

Der Pankraz war kaum wieder zu erkennen. In ihm war etwas vorgegangen, etwas ganz Ungewöhnliches. Das ganze Männlein zitterte und seine Stimme war am zittern, ja war weinerlich, da er Auskunft gab: „Driißig Joohr han ich jetzt allemool an dem Tag

sell „Großer Gott, mir lobe dich“ trete und allimool ischs recht gsi. Und jetzt kummt so nen Junger und spielt ganz öbbis anders“ ...

Richtig, es war immer nach dem Patroziniumsamt das „Großer Gott, wir loben dich!“ gespielt worden. Der Pankraz hatte recht. Der neue Organist aber hatte angestimmt: „Wir sind im wahren Christentum“.

„Sell loß ich mir nit biete“, begehrte der Pankraz beleidigt auf und war zu keinem Blasegalgtreten mehr zu bewegen.

Die Gemeinde hat dann freilich ihr feierliches Schlußlied dennoch gesungen. Einer der Chorsänger war für den streikenden Pankraz eingesprungen. Dann ließ der Stiftungsrat als Antwort auf die ungebührliche Eigenmächtigkeit des so urplötzlich streikenden Pankroz einen Motor einbauen und mit dem Amt eines Blasebalgtreters war es ein für allemal dahin.

Da hat der Pankraz aber Augen gemacht. Da die Maschine auch da hinauf kam. Und einen sonst Arbeitswilligen auch hier überflüssig machte.

Aber der Pankraz fand sich schnell zurecht, denn er hatte abermals seinen Trumpf. Er besuchte fotan kein Amt wie keine Singmesse mehr, nur noch Stille Messen.

Ich stellte ihn einmal darob zur Rede. Er gab mir zur Antwort: „Siiter der Bloosbalg nümmi trete wurd, siiter hät d' Orgle au keini Seele meh“.

„Aber Pankraz!“ suchte ich seine absonderliche Anschauung zurecht zu rücken. „Gewiß die Luft wird jetzt durch eines Motores statt durch deiner Beine Gewalt dem Blasebalg eingepreßt, allein das Spiel geschieht doch wie vor durch einen Menschen.“

Da kam ich aber letz an. Pankraz ließ mich gleich gar nicht zu Worte mehr kommen. „Maschine g'höre ganz einfach nit in e Kirke. Überall, wo Maschine sind, isch's der Menschheit zum Unglück.“

Ich konnt' ihm nicht einmal so ganz Unrecht geben.

Wie er meine halbe Zustimmung merkte, rückte er plötzlich heraus: „D' Maschine sind vum Düüfel erfunde. D' Maschine sind selberts der Düüfel. Der Düüfel aber ghört in kei Kirche.“

„Aber Pankraz“, mußte ich meinem Schrecken ob dieser Wendung Ausdruck geben.

Der Pankraz fragte mit leuchtenden Äuglein: „Oder ischt schun emool e Maschine erfunde worde, wo in de Mensche de Seelefriede gie? ... Nei, d' Ärbet nimmt sie ne und dermit 's Brot und bringt sie doodermit hinterenand.“

„Seelenfrieden kann man allerrdings von einer Maschine nicht verlangen, wie sie eben etwas Materielles ist.“

„Wül sie kei Seele hät'“, fiel mir der Pankraz ins Wort.

„Eine Seele, — nein, die hat sie freilich keine.“ Ich sah mich schon wieder geschlagen.

„Drum, wiil sie kei Seele hät, isch sie seelelos. Und drum isch au sell Orgelspiel seelelos, wenn der Bloosbalg nümmi trete wurd.“

„Pankraz!“

„Überall, wo d' Maschine d' Mensche ersetzt, gobt mit jedem Mensche e Seele verlore und die ganz Ärbet isch seelelos.“

Ich ließ den Pankraz schließlich mit seiner Philosophie, die, so eng umgrenzt sie auch war und so verworren sie auch anmutete, dennoch Wahrheit in sich barg. Und der Pankraz biß sich an diesen Wahrheiten keine Zähne mehr aus, so fest stand für ihn dieselbe. Auch hatte er ja keine Zähne mehr, so alt war er schon.

Und heute hat des Pankraz Scherbenleib auch keine Seele mehr, ging er doch inzwischen zu den Vätern. Mag hier seine Seele im Frieden wohnen, die Seele des guten, alten, getreuen Blasbalgtreters Pankraz, dem das an sich ja geringe, engbegrenzte Amt dennoch sein ganzes Sein erfüllte, weil er seine Seele an sein Werk gab ... Und wenn es nur das Blasebalgtreten einer Kirchenorgel war. Hätten wir nur recht viele solcher Pankraze.

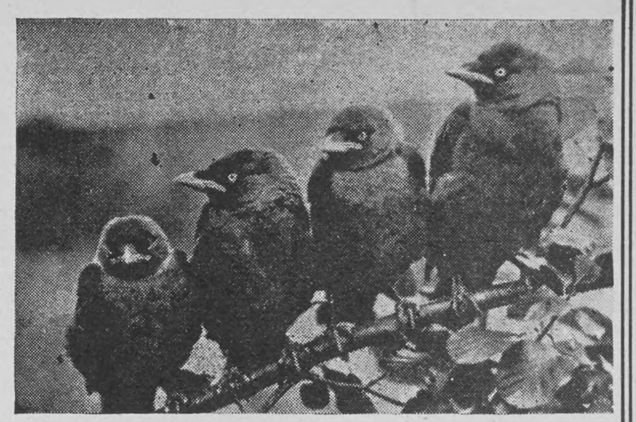
„Wenn ich nachts nicht schlafen kann, dann besuche ich im Geiste die verschiedenen Kirchen meines Bistums und mache in jeder eine kurze Anbetung“; sagte einst Bischf Egger von St. Gallen. Wie hältst du es mit der Besuchung des Heilandes im Tabernakel? Zieht es dich zu dem unter Brotsgestalt verborgenen Gott hin? O, wenn du wüßtest, wieviel Gnaden du jedesmal von einem solchen Besuche nach Hause nähmest!

Das Licht, das ist das Gute,
Die Finsternis die Nacht,
Das ist das Reich der Sünde
Und ist des Bösen Macht.

Chamisso † 1830.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

Antonio war daheim. Auch Mutter Maria Rosa.

„Keine Leute hier?", fragte Herr Markus, die Küche mit prüfenden Blicken überschauend.

„Mein Gott", jammerte Maria Rosa auf, „ich bin schon halbtot. Herr Pfarrer, sprechen Sie doch noch einmal mit der Luzia. Sagen Sie ihr, sie solle eine gute Beichte ablegen und bekennen, daß alles unwahr ist."

„Gute Frau", entgegnete Herr Cruz da für den Herrn Markus, "macht Euch keine Sorge. Laßt nur alles dem lieben Herrgott und seiner lieben Mutter Maria."

Maria Rosa schaute auf den Herrn Cruz. Dem Herrn Markus, dem Herrn Faustino, ja, jedem Priester hätte sie darauf etwas antworten können. Nicht aber dem Herrn Cruz. So ernst, nein, so heilig waren seine Augen, und seine Stimme so warm überzeugend. Fast mit Furcht schaute sie auf diesen Mann.

Maria Rosa sagte kein Wort.

Herr Lucas hatte sich breit auf einen Stuhl niedergelassen.

„Jetzt nur keine Angst, Mutter, keine Angst. Wir sind auch noch hier, wißt Ihr. Nicht nervös werden."

Maria Rosa wandte sich dem Herrn Lucas zu. Die polternde Stimme dieses Priesters, das viele Menschliche, von dem sein Bäuchlein, die kräftig gerötete Nase und die kugelrunden Backen sprachen, setzte sie wieder ganz in diese Welt zurück. Erst wußte sie nicht, was sie sagen sollte. Sie blitzte ihn nur mit ihren Augen an. Dann rief sie:

„Ihr habt gut Reden. Luzia ist nicht Euer Kind. Ich habe eine ganze Wirtschaft zu versorgen, und eine ganze Schar von Kindern noch dazu. Fremdes Volk kommt mir ins Haus gelaufen, in allen Zeitungen wird unser Name genannt, und wer weiß, was übermorgen noch kommt!"

Antonio saß ganz still da. Er schaute mit keinem Blick auf die Priester.

Herr Markus trat auf Maria Rosa zu und wollte etwas sagen. Maria Rosa aber kehrte sich ruckartig um und verließ mit unsanftem Türschließen die Küche.

„Antonio, Ihr müßt Eure Frau beruhigen", wandte Herr Markus sich an Antonio.

„Das werde ich schon tun", gab Antonio ohne aufzublicken zurück.

„Was denkt Ihr denn von der ganzen Geschichte?", fragte Herr Lucas den Vater Luzias.

„Hm", war alles, was Antonio zurückgab.

„Der Antonio wird schon seine Sache gut machen", sprach Herr Markus für Luzias Vater. „Laßt nur keine Berichterstatter ins Haus, Antonio", wandte Herr Markus sich um, „Es ist einer hier in der Stadt. Von der „O Dia". Die Luzia sollt Ihr jetzt überhaupt nicht auf die Straße lassen. Und auch keine Leute ins Haus. Das Kind braucht Ruhe. Wo ist das Kind denn eigentlich?"

„Sie wird wohl in der Stube sein. Bei den anderen Kindern."

Herr Capelinha setzte sich neben den hochwürdigen Herr Lucas.

„Ja, und was hört man von diesem Ludwig Futtini?", wollte Herr Markus weiter wissen. „Wird er uns etwas anstellen?"

Jetzt schaute Antonio zum ersten Male auf. Er grinste.

„Futtini wird nichts tun. Dafür ist schon gesorgt."

„Was meint Ihr?", fragte Herr Markus stirnerunzelnd.

„Herr Pfarrer", richtete Antonio sich auf, „jeder hat seine eigene Arbeit und seine eigenen Sorgen. Sorgen Sie sich um alles, was da übermorgen in unserer Gemeinde geschehen wird. Das wird übergenug sein. Das andere überlassen Sie anderen Leuten."

Nach diesen Worten verließ Antonio die Küche. Herr Markus schaute ihm fragend nach.

„Ich traue der Geschichte nicht", sprach er sorgenvoll. „Der Antonio kann allerhand anstellen."

„Mutter! Mutter Santos!", brüllte da Herr Lucas durchs Haus. Er war aufgestanden und der Stubentür zugeschritten, die er weit öffnete.

Maria Rosa erschien, mit sehr strengem Gesichte.

„Was gibt es?", fragte sie kurz.

„Wo ist Euer Mann hingelaufen? Was hat er im Sinn? Was will er anstellen?"

Maria Rosa kehrte sich dem Herrn Markus zu:

„Herr Pfarer, ich kann meinen Mann nicht am Strick halten. Habe ohne ihn schon Sorge genug. Was wollt Ihr noch?"

„Nichts, Mutter, nichts", suchte Herr Markus zu beruhigen. „Laßt nur keinen Berichterstatter ins Haus. Und haltet die Leute der Luzia fern. Gibt dem Kinde Ruhe."

„Gibt dem Kinde Ruhe, und Euch selbst auch", sprach da Herr Cruz sanft.

Wieder einmal wußte Maria Rosa nichts zu antworten. Scheu schaute sie auf den langen Jesuiten, der sich freundlich lächelnd seinen hinauspolternden geistigen Mitbrüdern anschloß.

„Der Sache traue ich nicht", knurrte Herr Markus noch einmal.

„Was ist denn los? Was ist denn die Geschichte mit dem Ludwig Futtini?", fragte Herr Faustino.

Herr Markus erzählte.

„Wenn die Sache so ist, dann gönne ich diesem Futtini alles Mögliche", fuchtelte Herr Lucas grimmig beide Hände. „Lassen Sie den Antonio in Ruhe, Herr Markus, lassen Sie ihn in Ruhe. Ich sage Ihnen, der Herrgott hat seine Pläne. Der Antonio gefällt mir. Der wird schon das Richtige tun."

„Ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht", sorgte Herr Markus sich.

Ein paar Augenblicke später standen sie im Hause des Manuel Pedro. Mutter Olimpia schleppte voller Aufregung Stühle herbei. Franz und Jacinta halfen ihr.

„Wie geht es denn, Mutter?", erkundigte Herr Markus sich.

„Es geht gut, Herr Pfarrer. Eine Frau war heute da, eine reiche Frau. Sie brachte Kleider für Jacinta und Luzia, und einen neuen Anzug für Franz. Die Kinder sollen übermorgen ganz neu gekleidet ins Irenental gehen. Ich weiß nicht, ob ich das annehmen soll. Ich muß noch mit der Maria Rosa sprechen."

„Die Kinder können ihre Sonntagskleider anziehen", meinte Manuel Pedro ruhig. „Ich will keine fremde Gaben in meinem Hause haben."

„Sehr richtig, sehr richtig", eiferte Herr Lucas. „Herr Markus, der Mann hat recht. Man könnte ihn womöglich noch beschuldigen, er mache Geschäft aus der ganzen Sache."

Herr Cruz war inzwischen auf Jacinta zugeschritten. Freundlich strich er dem Mädchen über den Scheitel.

„Hast du keine Angst, Kind?"

„Wenn die Gottesmutter kommt, soll kein Mensch Angst haben", gab das Mädchen zurück.

Herr Lucas sprang auf und fragte laut:

„Wie weißt du denn, daß es die Gottesmutter ist?"

„Die schöne Frau hat immer einen Rosenkranz bei sich. Sie sieht wie die heilige Maria aus. Der Engel hat uns schon voriges Jahr gesagt, daß wir das Herz Mariens verehren sollen."

Herr Markus zog seinen Augenbrauen zusammen.

„Welcher Engel? Was sprichst du da, Kind?"

„Voriges Jahr und vor zwei Jahren ist ein Engel zu uns gekommen. Er hat uns gesagt, wir sollen beten", berichtete Franz.

„Ein Engel? Davon habt ihr ja noch garnichts gesagt", verwunderte Herr Markus sich. Herr Faustino, Herr Cruz, Herr Capelinha und Herr Lucas schauten auf. Die Geschichte, die ihnen von den Kindern jetzt erzählt wurde, hatten sie noch garnicht gehört. Herr Faustino machte sich sofort Notizen. Herr Cruz half ihm eifrig.

Im Jahre 1915, Luzia war damals acht Jahre alt, zeigte sich ihr während des Mittagrosenkranzes eine lichte Wolke, die die Gestalt eines jungen Mannes annahm. Dreimal hatte sie dieses Gesicht.

Ein Jahr später war sie mit Franz und Jacinta auf der Weide. Es war an einem regnerischen Vormittag. Dis Kinder saßen am Cabeco, einer ungefähr 60 Fuß hohen Felsenanhöhung am Rande des Landes ihres Vaters. Um sich vor dem Regen zu schützen, krochen sie in eine Felsenhöle. Gegen Mittag hörte der Regen auf. Da begann es plötzlich in den Olivenbäumen vor der Felsenhöle zu rauschen. Als die Kinder hinausschauten, sahen sie vom Osten eine überlichte Wolke auf sie zukommen. Die Wolke hatte die Gestalt eines jungen Mannes.

„Fürchtet euch nicht", begann die Lichtgestalt zu sprechen, „ich bin der Engel des Friedens. Betet mit mir."

Darauf ließ sich die Gestalt in die Knie und betete laut:

„Mein Gott, ich glaube an dich, ich bete dich an, ich hoffe auf dich, ich liebe dich. Ich leiste Abbitte für alle, die nicht an dich glauben, die dich nicht anbeten, die nicht auf dich hoffen, die dich nicht lieben."

Darauf erhob er sich, wandte sich an die Kinder und sprach:

„Betet diese Worte. Das Herz Jesu und das Herz Mariens werden diese Worte erhören."

Nach diesen Worten verschwand die Gestalt.

Später, im Hochsommer, zeigte sich dieselbe Gestalt den Kindern noch einmal.

„Betet. Betet viel. Das Herz Jesu und das Herz Mariens haben viel Barmherzigkeit für euch. Betet und opfert dem Allerhöchsten zu Ehre ohne Unterlaß."

Im Herbst desselben Jahres erschien die Lichtgestalt den Kindern zum letzten Male. Franz, Jacinta und Luzia sahen einen goldenen Kelch, den der Jüngling in seinen Händen hielt. Über dem Kelch schwebte eine Hostie, aus der rotes Blut in den Kelch tropfte.

Der Jüngling ließ Kelch und Hostie in der Luft schweben, ließ sich in die Knie nieder und betete mit lauter Stimme dreimal:

„Heiligste Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Heiliger Geist, ich bete Dich an, und ich opfere Dir das allerheiligste Blut, den Leib, die Seele und die Gottheit Jesu Christi, der da gegenwärtig ist in allen Tabernakeln der Erde als Sühne für die Sünden, Sakrilegien und Lauheit, mit denen er beleidigt wird. Durch die unendlichen Verdienste des heiligsten Herzen Jesu und des unbefleckten Herzens Ma-

riä bitte ich dich, alle Sünder dir zuzuwenden."

Darauf erhob der Jüngling sich ,reichte Luzia die Hostie zur Speise, dem Franz und Jacinta aber den Inhalt des Kelches zum Trank.

Nach dieser Kommunion sprach er das Gebet zur Heiligsten Dreifaltigkeit mit den Kindern dreimal wieder.

„Wie wißt ihr denn, daß es ein Engel war?", fragte Herr Cruz in großer Ehrfurcht.

„Als er zum zweiten mal zu uns kam", erzählte Franz, „sagte er uns: „Ich bin der Engel Portugals. Opfert viel. Dadurch werdet ihr unserem Lande den Frieden erwirken. Ich bin der Schutzengel Portugals. Nehmet alles und traget alles in frommer Unterwerfung, was Gott euch schicken wird."

Herr Markus hatte sich schon längst niedersetzen müssen.

„Kinder, warum erzählt ihr mir das erst jetzt?", kam es fast zitternd von seinen Lippen. Herr Markus wußte nicht, wie ihm war. Von fünf Marienerscheinungen im Irenental seiner Gemeinde hatte er gehört. Das brachte selbstverständlich viel Erregung. So wie heute hatte es ihn jedoch noch nicht gepackt. Es war, als wenn ein Blitzstrahl der Ewigkeit in sein Alltagsleben schlage, rücksichtslos und geladen mit einer Kraft, der der Mensch nicht gewachsen ist. Oder kam diese plötzliche Schwäche von all den Aufregungen der letzten Monate?

„Der Vater hat gesagt, wir sollen nicht darüber reden", hörte der Pfarrer von Fatima den Knaben antworten.

„Unglaublich! Unglaublich!", murmelte Herr Markus vor sich hin.

Nein, von den Aufregungen der letzten Monate kam diese Schwäche nicht. Das fühlte Herr Markus. Tief in der Seele saß es ihm. Tief in der Seele empfand er das Fröstlein stärker und erschreckender als im blutlehren Gesicht. Übermorgen ist der Tag. Übermorgen soll sich zeigen, ob es wirklich wahr ist, was die Kinder sagen. Ob es wirklich wahr ist, daß der Unendliche reden will zu den Seinen in der Sprache der Ewigkeit.

Mit halbem Ohr nur hörte Herr Markus des Herrn Lukas stürmische Reden. Herr Lukas hatte begonnen, die Kinder auszufragen. Er fragte so wild und so durcheinander, daß Herr Faustino ihn bat, die Fragen selbst stellen zu dürfen. Herr Lukas mischte sich aber immer wieder ein.

Über eine Stunde prüften die Priester die Kinder. Herr Faustino fragte, Herr Lukas fragte zwischendrein, Herr Cruz notierte eifrig, und Herr Capelinha lauschte und staunte und schwieg wie immer.

Herr Markus wurde langsam ruhiger. Der erste Schrecken war vergangen. Immer noch wußte Herr Markus sich nicht zu erklären, was ihn so stark ergriffen hatte. Nervenschwäche war es ganz bestimmt nicht. Nervenschwäche zerrüttert. Herr Markus empfand jedoch keine Zerrütterung. Im Gegenteil, es war ihm, als sänge es tief in ihm ein heißes Te Deum, ein Dankeslied und einen Sang anbetender Demut.

Die Priester gingen ins Haus des Antonio Santos zurück. Sie wollten auch Luzias Aussage haben.

„Wir haben es hier ganz klar mit zwei verschiedenen erscheinenden Personen zu tun", sagte der Erzpriester Faustino, als die Geistlichen wieder im Pfarrhause des Herrn Markus waren. „Da ist der Engel von Portugal, und dann ist die Mutter Gottes selbst da. So sagen es die Kinder. Ihre Aussagen stimmen überein. Und sie unterscheiden deutlich und scharf zwischen der Gestalt des Jünglings, der voriges Jahr zu ihnen kam, und der Gestalt der schönen Frau, die sie die Mutter Gottes nennen."

„Das jedes Land seinen eigenen Schutzengel hat, ist mir aber doch fraglich. Kann mich wirklich nicht erinnern, so etwas in der Theologie gehört zu haben", schüttelte der hochwürdige Herr Lukas seinen mächtigen Schädel.

„Es gibt viele Dinge, von denen wir nichts wissen", antwortete Herr Cruz darauf. Und Herr Lukas sprach in vollem Ernst: „Ja, und die man nicht gelernt hat oder schon längst vergessen hat, weil man nicht studiert und zuwenig meditiert. Nachher sagt man: So etwas gibt es garnicht."

Bewundernd schaute Herr Cruz auf den Herrn Lukas. Dann griff er nach seinem Brevier: „Morgen werden wir viele Beichten haben. Beten wir unser Nachtgebet und empfehlen wir uns Gott."

Der 12. Oktober war windig und regnerisch. In der Pfarrkirche zu Fatima wurden viele Beichten gehört und heilige Kommunionen ausgeteilt. Herr Markus, der trotz allem doch gut geschlafen hatte, betete heute ein Stoßgebet nach dem anderen. Leute hatten ihm heute morgen schon erzählt, wie erregt es in den Häusern und Herzen der Fatimaleute zugehe. Viele sprachen ganz laut von der im Irenental versteckte Bombe, die morgen um Mittag er-

plodieren werde. Viele sprachen von Teufelswerk und Hexentum. Andere schreckten mit politischen Folgen, die Fatima schwer treffen werden. Erregung, Angst, Aberglaube, ja selbst Höhnen und Drohen waren plötzlich alle wieder da. Als wenn Satan ein paar tausend schlimmster Teufelchen nach Fatima geschafft hätte, die den Leuten nun in den Ohren sassen und bliesen und stürmten, ärger als der wilde Herbstwind da draußen.

Herr Markus war in schweren Sorgen. Und diese Sorgen stellten ihn wieder mitten in die Wirklichkeit des Erdenlebens hinein.

Warum kamen alle diese verwirrten Leute wohl in so großer Zahl zur Beichte? War es aus Angst? Im Aberglauben? Oder war es wirklich aus instinktiver Frömmigkeit?

Herr Markus hatte beim Frühstück mit seinen hochwürdigen Gästen darüber gesprochen. Herr Lukas gab sein kräftiges Wort, den Beichtkindern jeden Aber- und Teufelsglauben gehörig auszutreiben. Herr Faustino und Herr Cruz rieten ganz besondere Gebete an. Herr Capelinha nickte zu allem.

Bis in den späten Mittag hinein sassen immer zwei Priester in den Beichtstühlen.

Auf den Straßen Fatimas herrschte reges Leben. Durch Sturm und Regen kamen sie daher, in großen und in kleinen Gruppen, die Männer, die Weiber und die Kinder Portugals. Sie kamen zu Fuß, sie kamen in Karren und Wagen, auf Eseln und gestützt auf Krücken. Bauern, Tagelöhner, feine Herrn und Damen, Bettler, Arbeiter, vom uralten Großvater hinab bis zum Wickelkind.

Immer kälter und immer peitschender wurde der Nordostwind, und immer trostloser der Regen. Schwer hingen die vollgesaugter Wollkleider an den Weibern. Den Männern tropfte das Wasser von den Rändern der breiten Hüte.

Still zogen die Wallfahrer dahin, dem Irenentale zu. Fast bei jeder Gruppe war es eine der Frauen, die das Rosenkranzgebet führte. Die anderen beteten nach. Und der Klang ihrer Stimmen war klagend wie die Trauer der allerletzten Gräslein und Blümlein, die da am Wegesrande starben.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder", klang es unaufhörlich von den Straßen Fatimas zum Himmel hinauf. Und die Menschen wandelten hin, die Trauer und das Hoffen ihrer geplagten Herzen einem Orte zuschleppend, an dem ihnen morgen die Lieblichkeiten des Himmels begegnen sollten.

Schön ist es in der Welt bei Sonnenschein und Luft. Selbst der Allerärmste kann sich die Freuden der Sünde leisten. · Die einzige schaurige Freude, die er oftmals hat. Plage in diesem Leben. Drohen mit den Plagen der ewigen Hölle im anderen Leben — weil die einzigen Freuden, die er sich nahm, Sünde waren. Was hat der Arme von seinem Dasein?

In großen Scharen zog er durch Sturm und Regen an jenem 12. Oktober betend über schmutzige Straßen. Und der Reiche schloß sich ihm an! Ging in seinen Reihen!

Armut und Elend ist das Los des Armen, und Schuld und Sünde sind vieler seiner Freuden. Meilenfern von den Städten und Kathedralen der Reichen, weit hinter Hügeln und Gestein, wo es kaum noch Wege gibt, soll, so hat er es gehört, plötzlich die Eine, die Reine, die holdeste und die gebenedeiteste aller Weiber zu ihm, dem Armen, gekommen sein. Und morgen wolle sie wieder da sein.

Sünde ist nicht Freude, Sünde ist Lust und

Schuld. Es ist wahr, daß auch der Arme nach der Zahl seiner ungebüßten Missetaten gerichtet werden wird. O, wie klar sich ihm diese Wahrheit zeigte, als die Kunde von der Wunderfrau im Irenental ihm zu Ohre kam. O, wie wohl wurde es ihm, als er davon hörte. Wo sie ist, ist Barmherzigkeit. Und wo Barmherzigkeit ist, da ist aller Plage Ende. Der Himmel ehrt mich. Der Himmel liebt mich. Sonst hätte er ja doch nicht die strahlende Maria zu mir gesandt. Sonst hätte er sich doch unter Donner und schreckenden Feuern gezeigt.

Der Himmel ehrt mich, den Armen. O lieber, lieber Gott! Mich den Armen, dessen allergrößte Armut die Sünde ist!

Neues Glauben, neues Hoffen und neues Lieben führten ihn.

Fast überall standen Fatimaleute in den Türen und schauten den Pilgern zu. Es wurde kaum gesprochen. Dafür klopften die Herzen aber lauter. Nur einmal kam es vor, daß eine Frau den Wallfahrern zurief: „Werdet nur recht naß, ihr Toren. Die Heilige wird euch morgen schon wieder trocknen!"

Es klang dieses böse Wort aber nicht. Es paßte nicht einmal in das wütende Heulen des Sturmes hinein. Heute hatten schon viele Fatimaleute gesagt: „Dieser Sturm ist nicht richtig. So hat es noch nie geheult, so lange ich lebe auf Erden. Da treibt der Teufel."

Alle Fatimaleute, die des Weibes Höhne hörten, erschracken tief. Der Sturm hatte Sturmesstimme, weiter nichts. Aus des Weibes Stimme dagegen klang die Fülle aller Häßlichkeit der Sünde. Nicht im Sturme ist der Teufel, er faucht und er tobt aus der Böswilligkeit des Menschen. Das erkannten die Fatimaleute plötzlich, und sie bekreuzigten sich groß.

Je tiefer es in den Nachmittag hineinging, und nachher dem Abend zu, um so wilder heulte es durch die Straßen und um so schneidender peitschte der Regen. Immer mehr Menschen kamen daher, und ihr Beten und Singen war wie ein Gemisch von Klage und Freude und Schuld und Heiligkeit der Heiligen.

Im Hause des Antonio Santos rannte Mutter Rosa hin und her. Vieles konnte sie ertragen. Selten nur fiel ihr das Regiment aus den Händen. Heute aber war alle Fassung dahin. Der Sturm, der gegen die Fensterscheiben trommelnde Regen, die Angst vor Morgen, die vielen Pilger und die vielen Besucher, die nach Luzia fragten, alles das machte sie kopflos. Sie konnte nichts mehr anfassen. Nicht einmal denken konnte sie. Sorge und Furcht brannten ihr im Herzen. Mitweilen wollte auch großer Zorn gegen die Luzia in ihr aufkommen, die Angst jedoch, die große Angst und Scheu vor dem Überirdischen, von dem ihr Kind und die vielen Leute sprachen, das sie für unmöglich hielt und das ihr doch so ruhelos im Herzen brannte, schnitt ihr jedes scharfe Wort einfach von den Lippen.

Spät am Abend konnte Mutter Maria Rosa es aber nicht mehr aushalten. Sie griff nach Luzia, schüttelte das Kind in ihren erregten Händen und rief fast schreiend: „Kind, komm, wir gehen zur Beichte. Wir gehen zugrunde. Hörst du, wie die Winde heulen? Siehst du nicht, wie der liebe Gott Sturm und Regen sendet, damit morgen niemand ins Irenental gehe? Hörst du nicht die Teufel schreien? Komm zur Beichte!"

„Geh zur Beichte, Mutter. Ich komme mit dir. Ich brauche aber nicht mehr zu beichten. Es wird uns nichts Böses geschehen. Die heilige Maria kommt morgen. Maria ist lieb."

Frau Maria Rosa schaute mit verzogenem Gesicht in die Augen ihres Kindes. Luzias Hand hatte der Mutter Arm gestreichelt. Und ihre Worte und ihr Blick streichelten die tobende Seele.

Dem Blinden kamen Licht und Glut, als des Heilands Hand seine Auge berührte. Seine Augen öffneten sich, und in sein Innerstes zog ein Strahlen jener Herrlichkeit, die Fleisch geworden war um uns zu sagen die Herkunft der Tränen und des Schreiens einer jeden Menschenseele.

Frau Maria Rosa sprach kein Wort. Ihre Hände falteten sich. Rückwärts schreitend, die Augen starr auf ihr Kind gerichtet, ging sie der Küche zu. Dort ließ sie sich auf einen Stuhl nieder.

Ihr Denken war erregt. Sie hatte Furcht vor dem Unbekannten, dem ihr eigenes Kind so sicher Zeugnis gab. Sie hatte Furcht vor der nahen Nähe dessen, das da kommen sollte. Wohl hatten Luzias Worte und Streicheln ihr nicht so die Augen geöffnet wie des Blinden Sehkraft sich erschloß, als Jesu Finger ihn berührten. Es wallte jedoch in ihr und es glühte und es begann alle Angst zu untergraben: Das Heilige spricht aus meinem Kinde und kündigt sein Kommen an. Das Heilige, nicht das Unheilige.

(Fortsetzung folgt.)

FATIMA STUDENT BURSE

Wir eröffnen hiermit eine neue Student Burse. Ganz unter dem Schutz und Schirm Unserer Lieben Frau von Fatima soll sie stehen. Mit der Eröffnung dieser neuen Burse geht zu allererst unser Flehen an die heilige Jungfrau, dieses Werk zu segnen und in den heiligen Dienst ihres göttlichen Sohnes Jesu Christi zu stellen. Christus- und Marienpriester sollen die Oblaten werden, die durch diese Burse einstens zum Priestertum gelangen.

Voll von Gottvertrauen beginnen wir nun, ganz bescheiden wie immer, unsere neue Sammlung für arme Priesterstudenten. Unser Ziel sind wieder einmal $6,000.00, die eine weitere ewige Freistelle in unserem Oblatenseminar zu Battleford ermöglichen soll. Armen, frommen Jungen zum Priestertum zu verhelfen, ist unser schönes Ziel. Andere bauen Kirchen und Kanzeln, wir suchen Priester an die Altäre zu stellen, und mit den Priestern die Lehre und die Gnade Christi in die Welt zu bringen.

Die ersten Gaben:

Ein Freund, Primate, Sask.	$4.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	3.00
Jakob Zeiger, St. Donatusgemeinde	5.00
	$12.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.

Liebe Leser!

Was sagt das gelbe Zettelchen auf Ihrem Marienboten? Es ist Herbst, die Zeit der Erneuerung des Lesergeldes. Vergessen Sie bitte den Marienboten nicht. Auch er ist seines Lohnes wert. Füllen Sie beiliegende Form aus, schneiden Sie aus, und senden Sie sie bitte zusammen mit Ihrem Lesergeld an: The Marien Preß, P.O. Box 249, Battleford, Sask.

Einliegend $...........

Bitte schicken Sie uns den Marienboten an folgende Adresse:

Name ____________________

Adresse ____________________